Kurt H. Holscher



Der Soldat der Krieg und der Tod

Gedanken am Biwakfeuer

„Der Soldat, der Krieg und der Tod!"

Gedanken am Biwakfeuer

von

Kurt Heimart Holscher



1937

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

„Alles Göttliche ist freiwillig!"

Mathilde Ludendorff

„Die starke Seele gibt den Sieg!"

Erich Ludendorff

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 5
Der Soldat 7
Der Krieg 29
Der Tod 34
Reiterlied (Friedrich v. Schiller) 58
„Der Feind“ 59
„Die starke Seele“ 60
„Tod-Bereitschaft“ 60
„Schicksal“ 61
„Ein neu Lied“ (Ulrich v. Hutten) 61

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, behält sich der Verlag vor.

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München

Printed in Germany

Druck: Hempel & Co., Berlin SW

Vorwort

Wir hockten am verglimmenden Biwakfeuer: du und ich — ein junger Soldat der heutigen Wehrmacht und ein alter Soldat des Weltkrieges. Über uns flimmerte der sternenbesäte Nachthimmel, — aus Richtung der Zelte klang das regelmäßige Schnarchen des Soldatenvolkes, — bei den Pferden war es ruhig geworden.

Wir saßen lange schweigend. Unsere Seelen tasteten zurück in fernste Vergangenheit — mit den Augen der Ahnen blickten wir in die verzuckende Glut und schauten Wahrheit suchend zu den Sternen.

Instinkt und Gewissen

Ich wußte, welche Wege deine Gedanken gingen. So unterbrach ich denn unser zeitloses Träumen und sagte: „Du meinst also, daß dein Deutsches Gewissen dir immer und überall den rechten Weg weist? Ja, du glaubst sogar, daß ein „weiser" Deutscher Erbinstinkt dich in jedem Falle berät? — O nein, Kamerad! Einen „Instinkt" haben als sicheren Schutz zur Erhaltung ihrer Art die unbewußten Tiere. Der Mensch entbehrt dieser Sicherung. Und unser Gewissen ist der irrfähigste Berater, den du dir denken kannst. Erinnere dich nur, mit wie „gutem" Gewissen im Mittelalter die Priester und ihre Helfershelfer viele Millionen Deutscher Frauen — unsere Mütter — zu qualvollem Frühtod auf den Scheiterhaufen führten. Das „törichte" Gewissen gaukelte diesen Mördern sogar vor, daß sie mit ihrer Grausamkeit „ein gottgefälliges Werk" vollbrächten. Ja, *so* stellte eine artfremde Glaubenlehre alles auf den Kopf und wurde letzten Endes Ursache furchtbarer Unnatur.

Deutsches Erbgut

Nein, Kamerad! Uns gibt *nicht* das „Gewissen" — uns gibt „unser Deutsches Erbgut" die Richte für unser Denken und Handeln. Vollwertige Soldaten aber können wir nur aus eigener Kraft werden. „Willenszucht" bahnt zwar den Weg — doch erst „die Tat" ist die ureigenste Antwort unserer Soldatenseele. Wir — du und ich — sind deshalb erschreckt, wenn christliche Priester schreiben: „Du willst ein tüchtiger Soldat werden? — Gut! Dann sieh' zu, daß du immer ein

gutes Gewissen hast!" Nein! Nimmer macht das irrfähige „gute Gewissen" unser Soldatentum aus. „Die Limonade ist matt wie deine Seele!" möchte man zur Antwort geben.

Sinn des Soldatenlebens

Wir sind Soldaten, und so fragt denn — aus Deutschem Rasseerbgut heraus — unser Soldatenherz: Was ist der Sinn unseres Soldatendaseins? Was ist der Sinn des Krieges und des Sterbens?

Ich will dir in diesen stillen Nachtstunden zwischen zwei Werktagen voller Lärm, Hast und Arbeit erzählen, welche Gedanken ich mir über diese Soldatenfragen machte draußen im großen Krieg, und was mir später die Erkenntnis des Deutschen Feldherrn Ludendorff und seiner Gattin aufzeigte.

Soldatentod

Ja! „Der Soldat ist zum Sterben bestimmt!" wie das einmal ein alter General sagte. Unwillig fuhr der Große König bei Kolin in die Reihen seiner weichenden Grenadiere mit den vorwurfsvollen Worten: „Kerls, wollt Ihr denn ewig leben?" Hart und unerbittlich ließ er den todwunden wimmernden Fähnrich mit der königlichen Weisung an: „Fähnrich! Wenn er stirbt, dann . . . sterb' er tapfer!"

Also! Sterben sollen wir Soldaten! Früher sterben als andere Sterbliche, die in Ruhe daheim ihren Alterstod abwarten dürfen. Und — weil unser Frühtod vielleicht schon morgen, „wenn die Trompeten blasen", an uns herantritt, müssen wir schon heute wissen, was wir dann „Freund Hein" zu sagen haben.

Soldatenbewußtsein

Mit sieghafter Überlegenheit wollen wir Soldaten dann dem Tode lachend ins Auge sehen — wollen nicht winselnd vor ihm im Staube liegen und um Gnade und Schonung flehen, sondern wollen seinen Sinn, den Sinn unserer Sterbfähigkeit, unseres Sterbenkönnens für Volk und Heimat ganz verstehen lernen. Erst durch solche Erkenntnis werden wir vollwertige Soldaten und gelangen zur „Soldatenbewußtheit".

Der Soldat

„Wehrwille“

In dir und mir und all' den andern Soldaten verkörpert sich sichtbar der „Wehrwille“ der Deutschen, — durch uns wird die Heimat „wehrhaft“, und — wenn der Befehl an uns ergeht — ziehen wir Soldaten in heiliger Freiwilligkeit zur Volkserhaltung und Rassebehauptung in Krieg und Tod. In einem Zukunftkriege aber müssen Wehrmacht und Volk ganz unbedingt „eins“ sein, wenn wir siegen wollen. Und siegreich müssen wir sein, denn es geht dann auf Gedeih oder Verderb, es geht um unsere Deutsche Rassepersönlichkeit. So kämpfen und sterben wir Soldaten für Volk und Heimat.

„überstaatliche Mächte“

„Für Volk und Heimat!“ Das ist die Losung des Soldaten, der in den Krieg zieht. Nie aber darf die Wehrmacht zum willigen Werkzeug im Ringen übernationaler Weltmächte mißbraucht werden. „Wenn Israel nach der Weltherrschaft trachtet, so ist dies sein gutes Recht!“ schrieb vor etwa zehn Jahren der Franzose Izoulet. „Gewiß, die Jesuiten streben nach der Weltmacht!“ betonte im Lenzing 1936 die „Deutsche“ Wochenschrift: „Der Katholik“. Hie Juda! Hie Rom! Der Deutsche Soldat läßt sich weder vor den Wagen des einen noch vor den Wagen des anderen spannen.

Soldaten-„Handwerk“ — einst

Die Friedensausbildung ist die Schule für den Krieg. Vor mehr als 100 Jahren schrieb der General v. Clausewitz: „Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ißt, trinkt und marschiert, alles nur, um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten.“ Damals galt das Kriegerhandwerk noch als „ein bestimmtes Geschäft“, eben als — „Handwerk“, und es genügte dem Hauptmann, wenn seine gut gedrillten Mannschaften ihm — dem Führer — blind und gehorsam in geschlossenem Haufen durch dick und dünn folgten. In festgefügten „Karrees“ stand das Fußvolk, wenn die Reiterei in gewaltigen Geschwadern an sie heranbrandete. Zum Schlachtfeld wählte man eine weite freie Ebene. Unübersichtliches Gelände, Nacht und Nebel und eine das Kriegführen erschwerende Jahreszeit mied

Freund und Feind, weil beide Teile die dadurch bedingte Auflösung der Haufen, Karrees und Geschwader in selbständige Einzelkämpfer scheuten.

und jetzt!

Heute ist das anders. Trotz Anwachsens der Zahl gibt der Krieg dem selbsttätigen Handeln des einzelnen Mannes wieder Raum, ja, in Abwehr und Angriff wird in vielen Fällen der Sieg nur durch ihn bedingt. Der Soldat ist aber nur dann für den Ernstfall gut vorbereitet, wenn er „beim Pfeifen der blauen Bohnen" nicht irgendwie „umlernen" braucht.

Da liegt der Soldat auf „leerem Schlachtfeld" im feindlichen Feuer und erhebt sich mutig zum Sprung gegen den Feind und zum Einbruch in die feindliche Stellung. Da steht er — auf sich allein angewiesen — im Sappenkopf, — da liegt er erkundend in dunkler Nacht am feindlichen Drahthindernis, — da läuft er als Melder im wildesten Feuerorkan von Geschoßtrichter zu Geschoßtrichter — unbeaufsichtigt und unbewacht — den Weg vaterländischer Pflicht:

> „Da tritt kein andrer für ihn ein,
> auf sich selber steht er da — ganz allein!"

singt Schiller.

Seelische Forderungen

An dich und mich treten also heute — neben der rein äußerlichen Beherrschung unseres „Handwerks" — mit überwiegender, ja ausschlaggebender Wucht innerliche Forderungen seelischer Art. Und bei gleicher Bewaffnung und Taktik entscheiden diese seelischen Werte die Schlacht. Ach, wie verblaßt an der Front bei vielen Kämpfern „die Glorie" der am besten bestandenen Prüfung, der Wert errungener stolzer Schieß- und Sportauszeichnungen — ja sogar die Überlegenheit, die Tressen und Sterne dem Vorgesetzten verleihen sollen.

Welches sind nun diese Forderungen „seelischer Art", die wir Soldaten erfüllen müssen, um auf dem Schlachtfelde des Ernstfalles vollwertige Kämpfer zu sein?

Ich kann sie nicht besser erklären, als an Hand der Mahnworte, die Frau Ludendorff jedem Deutschen — statt der zehn Gebote vom Sinai — als Richte gibt:

„Sei Deutsch!"

„Der totale Deutsche"

Das steht am Anfang dieser Mahnworte, denn für Menschen unseres Blutes ist — „Deutschsein" mit Leib und Seele — Inbegriff des Zusammenklingens mit dem heiligen Schöpfungwillen, genau wie

z. B. der Japaner — seiner Art entsprechend — „japanisch" sein will und sein muß, wenn nicht ein alles vernichtender Mißton die „Harmonie" zerreißen soll. „Deutsch zu sein" scheint für einen reinblütigen Menschen auf den ersten Blick recht einfach und eigentlich selbstverständlich. Und das ist es auch, wenn . . . nicht artfremde Abrichtung das Deutschtum in uns verschüttet hat. Ich kannte einen Erzieher, für dessen Zöglinge kein Tadel furchtbarer klang als die harten Worte: „Das war nicht Deutsch!" Die Deutsche Wehrmacht kann irgendwie „überstaatlich" eingestellte Landsknechte nicht gebrauchen, sondern nur Männer, die „wurzelecht" sind und auch ihre letzte Heimat nur in Deutscher Erde suchen. Sie braucht „totale Deutsche!"

Deutschsein bedeutet nun nicht etwa nur den Beweis arischer Abstammung bis zu den Großeltern oder gar Urgroßeltern erbracht zu haben, — Deutschsein bedeutet Gutes tun „nur um der Sache selbst willen" — ganz unberührt von einer etwaigen Lohnverheißung oder Strafandrohung. Wir sollen in unserem Deutschen Handeln eben nicht „zweckversklavt", sondern völlig „zweckerhaben" sein. „Was germanisch ist, kann nicht christlich sein, sonst ist es nur eine Phrase", schreibt Felix Dahn.

Deutsche handeln nur der Sache wegen

„Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt", sagt Wilhelm Tell. So behält denn der Deutsche in jeder Lage immer das große Ziel im Auge und geht geradeaus ohne Rücksicht darauf, ob die Folgen seines Handelns für ihn selbst bitter oder süß sind. Er nennt das dann: „seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit tun!" (Übrigens auch ein Wort, das wir dem Deutschen Herzen des Großen Königs danken.) Im Vorwort eines christlichen Buches über den Weltkrieg aber las ich die Worte: „Es liegt mir daran, ein Bekenntnis davon abzulegen, daß es sich auch in den modernen Kriegen lohnt, dem allmächtigen Gott zu vertrauen." Also —: weil „es sich lohnt!" Ich schlucke alle Bemerkungen über solche Weltanschauung hinunter, denn ich will nicht spotten, aber — „Deutsch" ist solche Auffassung nicht. Beim Juden begreife ich seine immer wiederkehrende erste Frage: „Was verdiene ich dabei?", — bei Deutschen Blutsgeschwistern aber . . . erschreckt mich eine auf „Lohn" abgestellte Denkweise.

Die Wehrmacht ist keine Kleinkinderbewahranstalt

Wenn aber in einer sechzehnseitigen Flugschrift christliche Kirchenbeamte in ihrem „Ein Wort an den Deutschen Soldaten" in dem „Beschluß" ausklingen: „Also, Jungs! Mit Gott! — auf daß ihr später immer gern von eurer Soldatenzeit erzählt!", dann scheint uns beiden das — recht dürftig. Ich denke, Kamerad, daß es darauf doch wohl

am allerwenigsten ankommt — nämlich auf das spätere „Erzählen", aber — die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit tun und schließlich mit Anstand zu sterben, das ist eine Sache! Nein, mein Freund! Du wirst es in deiner kurzen Soldatenzeit schon gemerkt haben: Sie ist keine Kleinkinder-Bewahranstalt — die Deutsche Wehrmacht. Sie will Charaktere erziehen und nicht nur schöne Erinnerungen aufspeichern, von denen man später „erzählen" kann.

„Der freie Deutsche aufrecht steht,
Wenn andre . . . jammernd knien,
Sucht — wenn es auch um's letzte geht —
Nie Leid und Tod zu fliehn.
Ihn lockt nicht Titel, lockt nicht Tand,
Ehrgeiz ihn nimmer treibt,
Ganz unabhängig vom Gewand
Er treu . . . sich selber bleibt!

Ja, Kamerad! Es gibt viele Deutsche, die es erst wieder lernen müssen, Deutsch zu sein. Nie aber darf noch einmal ein Tag heraufdämmern, an dem ein Ulrich von Hutten fragen könnte: „Ist kein echter Deutscher da?"

„Sei wahr!"

2×2=4

„Zweimal zwei gleich vier!", so lernten wir es in der Schule. Wenn wir aber in das Leben hinaustreten, dann sehen wir, daß sehr viele Menschen — aus Gründen irgendwelcher Zweckmäßigkeit und zwar meist zu eigenem Vorteil — von der Grundwahrheit dieser Gleichung abweichen und kleine Änderungen an ihr vornehmen. Da kommt denn als Ergebnis — je nach Lage — mal etwas mehr und mal etwas weniger heraus. Die Menschen passen sich den Umständen geschickt an. „Seid klug wie die Schlangen!" lehrt sie die Bibel. (Matth. 10, 16.)

Der Deutsche gibt hingegen schon seinem Kinde den „Deutschen Rat":

„Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn." (Reinick.)

Der Eid mit geistlichem Vorbehalt

Es gibt Gemeinschaften, die bei Ablegung eines Eides unter Anrufung ihres persönlichen Gottes die Möglichkeit eines „geistlichen Vorbehaltes" einräumen. Auch gibt es für die Gefolgschaft solcher Religiongesellschaften gewisse Fälle, in denen ein Eid, z. B. der Eid auf die Deutsche Verfassung, denjenigen, der ihn ablegt, „zu nichts verpflichtet". Erzbischof Dr. Conrad Gröber schränkt die Eidesbindung des Deutschen Beamten mit folgenden Worten ein:

„Nicht einmal der Staatsbeamte ist nach der christlichen Moral verpflichtet, Gott Widersprechendes als Beauftragter des Staates zu tun, weil der Staat, der zur Gewissensvergewaltigung erzieht, sein eigener Feind ist" (vgl. Dr. Gröber, Kirche, Vaterland und Vaterlandsliebe).

Auch der Soldat ist in gewissem Sinne vereidigter Staatsbeamter. Nach den Worten des Erzbischofs braucht er sich also nicht in allen Fällen an seinen Eid gebunden fühlen. So verweigert z. B. der Kanonier den Gehorsam, wenn er auf die Kathedrale schießen soll, auf deren Türmen einwandfrei feindliche Beobachter erkannt sind.

Wir Deutsche Soldaten kennen keinen „doppelten Boden" für den uns heiligen Fahneneid und unser Deutsches Handeln, wir tun es nicht aus „Muß", wir tun es freiwillig, — wir fühlen uns fern von Schlangenklugheit und Gerissenheit. So fehlt uns denn auch jedes Verständnis für die Worte des jüdischen Propheten Jeremias, der etwa 600 Jahre vor der Schlacht am Teutoburger Walde über das auserwählte Volk im Heiligen Lande mit den kurzen Worten berichtet: „Ein Freund täuscht den anderen, und reden kein wahres Wort" (Jeremias 9, 4).

Heiligkeit jeder Meldung

Wir Soldaten wissen von der „Heiligkeit jeder Meldung". Für uns ist jede Meldung immer Meldung. Da gibt es keinen Unterschied. Wir lehnen in gleicher Weise jede Schönfärberei wie jede Übertreibung auftretender Schwierigkeiten ab. Auch das Amt des Führers und Feldherrn ist uns heilig. Er aber ist ganz auf die Wahrhaftigkeit der ihn erreichenden Meldungen angewiesen. Macht sich in einem Heere oder Volke Heuchelei, innere Unaufrichtigkeit und zweckbedachte Verlogenheit breit, dann tappt der Führer nur zu leicht im Dunkeln und entbehrt für seine — dem Volke lebenswichtigen — Entschließungen klarer, wahrheitgetreuer Unterlagen.

Das „Färben"

Es war im Jahre 1911 beim J.-R. 42 in Stralsund. Major Rudloff fragt einen Mann im Speisesaal, ob ihm das Essen schmecke. „Zu Befehl, Herr Major!" Er fragt weiter, ob der Musketier auch noch ein Stück Fleisch in seiner Suppe habe. „Zu Befehl, Herr Major!" Darauf nimmt der Major ihm Löffel und Eßnapf aus der Hand, kostet selbst und fischt ergebnislos nach dem angeblich vorhandenen Fleisch. Das Essen war „unter aller Kanone" — von Fleisch keine Spur. Der „schönfärbende" Musketier aber wurde vom Fleck weg drei Tage eingesperrt bei Wasser und Brot — wegen Unwahrhaftigkeit. Der Untergebene soll und darf nichts „umfärben", auch wenn er befürchten

muß, durch einen ungünstigen Bericht seinen Vorgesetzten zu enttäuschen.

Das Vertrauen

Umgekehrt darf und muß der Deutsche Soldat durchaus **dem** trauen, was der Vorgesetzte ihm z. B. im Wortlaut des Befehls über die Lage beim Feinde und die eigene Absicht mitteilt. Das gilt weiter nicht nur vom „Heeresbericht" im Kriege, sondern von allen amtlichen Mitteilungen, die Bürger und Soldaten der Presse schon im Frieden entnehmen. Deutsche Art kennt keine Schminke und lehnt alle angebotenen Betäubungmittel ab. Sie heischt Wahrheit, nichts als Wahrheit, denn nur Erkenntnis der Wahrheit zeugt und gebiert den Gedanken zur befreienden Tat.

„Sei zuverlässig!"

Freund und Kamerad

„Es ist gut, nicht sich verlassen auf Menschen", lehrt jüdische Art im Psalm 118, 8. Wir Deutschen Soldaten aber kennen den Wert eines zuverlässigen Freundes und Kameraden in Krieg und Frieden. Wenn auch die Bibel den Christen anempfiehlt: „Ein jeglicher traue auch seinem Bruder nicht!" (Jeremias 9, 3), — Deutsche Soldaten sind zuverlässig und trauen deshalb einander. Dabei ist die daraus erwachsende treue Kameradschaft keine — auf Belohnung im Jenseits „abgestellte" — wahllose Nächstenliebe.

Ein „Charakter"

Zuverlässig nennt man einen Menschen oder eine Sache, auf die man sich „todsicher" verlassen kann, d. h. wenn ein Abirren oder Nachgeben infolge äußerer Einflüsse irgendwelcher Art nimmer in Frage kommt. Solche Stetigkeit des Charakters veranlaßt die Menschen immer „ihrer Linie" treu zu bleiben, — ohne Abweichen den einmal als richtig erkannten Kurs mutig weiter zu steuern und zielsicher ihren Weg zu vollenden. **Nicht** zuverlässig aber sind schwache, leicht zu entflammende oder zu entmutigende Geschöpfe. Sie steuern im Zickzackkurs durch das Leben. Wer heute „Hosianna!" ruft und morgen „Kreuzige ihn!" schreit, ist nicht zuverlässig und ist nicht Deutsch. Der muß schon „mit allen Wassern gewaschen" sein. Man trifft im Leben mitunter auf solche, leider Deutsch sprechenden „Allerweltskerle". Sie bewegen sich immer „auf der Linie des geringsten Widerstandes", und die Ungerechtigkeit von Jahweh = Jehova läßt es zu, daß sie in der Mehrzahl der Fälle doch immer wieder „ihr Schäfchen ins Trockene bringen". Solch' „unzuverlässige" Gefolgschaft ist mit einer Tonne Bier jederzeit billig zu gewinnen, — der wirklich „zuverlässige" Deutsche aber läßt sich weder durch Liebesgaben noch durch unerwünschte

Almosen oder leere Versprechungen innerlich „umbiegen", denn . . . sein eigener Vorteil gilt ihm nichts. Der Zuverlässige verspricht nicht ins Blaue hinein, fesselt sein Handeln der Zukunft nicht an Unzuverlässige, hat er aber versprochen, so erfüllt er.

„Sei stolz!"

Bewußtsein des eigenen Wertes

Der Stolz, der von uns Soldaten erwartet wird, ist nicht der falsche Stolz, der sich in Überheblichkeit, Hochnäsigkeit oder Eingebildetheit lächerlich macht und von leerer Wichtigtuerei lebt, — es ist auch nicht der traurige Dünkel desjenigen, der sich „aus unerfindlichen Gründen" immer und überall für feiner hält als seine Kameraden. Nein, hier handelt es sich um den vollberechtigten Stolz, der aus dem Bewußtsein des hohen Menschenamtes entspringt. Solcher Stolz verbietet es dem Soldaten, sich gehen zu lassen und im Schmutze zu versacken. Es handelt sich hier um die stolze Haltung, wie sie wohl einem Kriegsgefangenen zu Gesicht steht, wenn man versucht, ihm die Aussage militärischer Geheimnisse zu entlocken. Wie viele stolze und . . . wie viele weniger stolze Feinde sah ich in solcher Lage im großen Weltkrieg!

Der echte Stolz in der Menschenseele will Menschenwürde gewahrt sehen und ist sich der hohen Verantwortung in allem Handeln und Unterlassen bewußt. Er ist göttliche Offenbarung. Frau Ludendorff nennt solchen „Gottesstolz" eine „Brücke zur Vollkommenheit".

Unbestechlichkeit

Ein stolzer Soldat ist unbestechlich, ist unzugänglich für Trinkgelder und argwöhnisch, wenn ihm irgendwie persönliche Vorteile aufgenötigt werden, denn sein Gottesstolz macht ihn über jede Gier erhaben. Selbst Orden und Auszeichnungen spielen für ihn — verglichen mit dem stolzen Bewußtsein erfüllter Soldatenpflicht — eine durchaus nachgeordnete Rolle, denn für ihn bedarf es keines äußeren Ansporns, etwas — ihm Selbstverständliches — allein „der Sache wegen" zu tun. Und stellt sich ihm dabei „ein widriges Schicksal" in den Weg, dann „läßt er nicht locker" und sucht sich — um seines Volkes willen — trotzig durchzusetzen.

„Von der Achsel dir schiebe, was übel dir scheint,
und richte dich selbst nach dir selber!"

mahnt die Seherin Groa in der alten Edda.

Stolze Zurückhaltung

So steht denn der Deutsche Soldat beim Wettlauf der Streber in stolzer Zurückhaltung abseits und drängt sich nie vor, weiß er doch, daß seine Stunde kommt, wenn rechts und links die Granaten ein-

schlagen und bei ihrem Krachen den — sonst so geschäftigen — Speichelleckern das Herz . . . in die Stiefel fällt.

Wenn nun Paulus in seinem Briefe an die Römer (11, 20) voll christlicher Weisheit mahnend schreibt: „Sei nicht stolz, sondern . . . fürchte dich!“ dann verrät das keine nordische Einstellung. Woher sollte sie auch kommen bei diesem Manne des Morgenlandes! Du und ich — wir wollen hoffen, daß die Deutschen Kameraden — soweit sie sich noch irgendwie an das Christentum gebunden fühlen, ohne tatsächlich noch ganze Christen zu sein — dieser Weisung ihres Apostels nicht entsprechen und es lieber vorziehen: „mit einem stolzen Herzen dem Herrn ein Greuel“ zu sein. (Spr. 16, 5.)

„Sei stark!“

„Stark sein“ scheint dem Soldaten eine Selbstverständlichkeit. Aber . . . die Meisterschaft im Kugelstoßen ist hier nicht gemeint. Es ist „die Stärke der Seele“, die von uns erwartet wird, und auf deren — in Krieg und Frieden ausschlaggebende — Bedeutung der Feldherr Ludendorff immer wieder hinweist. „Machet des Volkes Seele stark!“ mahnte er auf Grund ernstester Kriegserfahrung am 70. Geburttag in seinen Dankesworten an den Reichskriegminister*).

Seelenstärke

Solche Seelenstärke ist es, die du und ich brauchen. Es sind die jeden Schwächling überwältigenden Eindrücke eines Zukunftkrieges, die eine feste seelische Haltung erheischen. Welche eisernen Nerven gehören dazu, in langer Unterwasserfahrt mit einem U-Boot durch minenverseuchte und scharf überwachte Engwege in feindliche Gewässer einzubrechen! — „Melder raus!“ gellt der Ruf an das Ohr des Kriegsfreiwilligen, der auf der dritten Stufe des Stolleneinganges — — trotz Trommelfeuer und bebender Erde — eingenickt war. Er greift nach Stahlhelm, Gasmaske, Koppel und Gewehr und macht sich bereit, um mit einer wichtigen Meldung in den tobenden Feuerorkan unterzutauchen. Die Aussichten, daß er durchkommt, sind kaum eins zu eins, aber er geht, weil er stark ist — stark in der Seele. Im Kriege gibt es auf Schritt und Tritt Lagen, die von uns verlangen, stark, ja hart gegen uns selbst zu sein, die Zähne aufeinander zu beißen und jede Wehleidigkeit abzuschütteln.

„Der gute Wille“ allein genügt nicht!

„Der gute Wille“ ist ja etwas sehr Schönes, von uns Soldaten aber erwartet man . . . „die Tat“. Für die Schwächeanwandlung eines Soldaten kann daher niemals der Hinweis auf das Bibelwort in

*) Siehe auch: General Ludendorff: „Der totale Krieg“. (Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19.) Siehe Buchanzeigen am Schluß.

Matth. 26, 41 als stichhaltige Entschuldigung dienen: „Der Geist ist willig, aber ... das Fleisch ist schwach!" Es darf eben nicht schwach sein, mein Freund! Die Pflichterfüllung — diese gebieterische sittliche Forderung, die alle, aber auch alle Nebenrücksichten verneint, verlangt starke Persönlichkeiten ohne Schwäche.

„Wo ein Wille ist, da ist ein Weg!" sagt das Deutsche Sprichwort. „Willen is Künnen!" las ich einst an einer flamischen Kate. Falsche Kindererziehung aber raubt das Selbstvertrauen in das eigene Können, — schwächt die seelische Widerstandskraft durch Verängstigung mit Teufel- und Höllenglauben und wirkt sich schließlich — volkgefährdend — draußen am Feinde im trostlosen Trichterfeld zu dem Zeitpunkt aus, in dem „der Wille zur Tat" die Entscheidung bringen soll. Jetzt, wo die Seele stark, ganz stark sein muß, liegt sie gebrochen und ist willensmatt.

„Wollen und Können!"

Nach Vorschrift seiner Priester soll der Deutsche Soldat ja beten: „Nimm, o Herr, meine ganze Freiheit, nimm hin mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen Willen!" Ja, dann fehlt eben der starke „Wille zum Siege" grade in der Stunde, in der die Heimat ihn vom Soldaten erwartet. Der gute Christ hat eben „nichts zu wollen", sondern „zu beten".

Schon in der Edda sangen unsere Ahnen:

„Noch immer gilt Herz mehr als Härte des Stahls,
Wo Tapfre im Kampfe sich treffen,
Und siegreich beenden sah' oft man den Mann
Den Streit mit dem stumpferen Schwerte!"

Ich wiederhole: „Mit dem stumpferen Schwerte!" Das Herz wiegt in der Wagschale des Siegens oder Unterliegens mehr als ... alle Aufrüstung. Der Feldherr Ludendorff hat nur allzu recht, wenn er sagte: „Das Wesen des modernen Kampfes fordert seelische Festigung des Kämpfers." Ohne „seelische Aufrüstung" ist die Anhäufung moderner Kampfmittel ... wertlose Spielerei.

„Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde!" steht im Ebräerbrief 13, 9. Dem pflichten wir Deutschen Soldaten aus innerstem Rasseempfinden ganz bei. Aber der Nachsatz des ebengenannten Bibelspruches von der Köstlichkeit eines festen Herzens macht uns Soldaten stutzig: „..., welches geschieht durch Gnade!" „Gnade?" Das ist für uns ein unbekannter Begriff. Wir flehen nie um „Gnade", sondern heischen klingende „Gerechtigkeit". Wir fühlen uns stark genug, um auf „Gnade" verzichten zu können, — solche

Ein festes Herz

Keine Gnade, sondern Gerechtigkeit

„Gnade“ scheint uns wertlos, da sie letzten Endes nur Stundung einer „rechtmäßig verdienten Strafe“ bedeutet. Jede „Stundung“ aber bringt uns in seelische Abhängigkeit, macht uns unfrei und hemmt unsere Tatenlust. Es ist das gleiche Spiel, wie wenn der Bauer oder Krämer beim Großkapital Geld borgte und schrittweise in größere und immer größere wirtschaftliche Abhängigkeit geriet, bis er schließlich — auf die „Gnade“ des gütigen Geldgebers angewiesen — restlos versklavte.

Gefangennahme

Und wenn im Felde die letzte Patrone verschossen ist, und die letzte Handgranate geworfen wurde, — wenn dann von seitwärts rückwärts der Feind in hellen Haufen auf uns eindringt, auch dann ... winseln wir Deutsche Soldaten nicht um „Gnade“, sondern stehen stolz und aufrecht und bewahren eine Haltung, die seelischer Stärke entspringt. Die Christen aber murmeln in solcher Lage nach Anweisung ihrer Sonntagsblätter die griechischen Worte: „Kyrie eleis!“ (Herr erbarme dich!) und glauben, daß Jehova diesen Gebetsruf erhört und sie aus ihrer „persönlichen Bedrängnis“ errettet. In solchen Augenblicken gehören wir nicht mehr uns selbst, — stärker denn je sind wir uns dann der heiligen inneren Verbundenheit mit unserem Deutschen Volke klar bewußt. Solche Lage macht uns mit Schopenhauer von der Täuschung frei, daß „das Dasein auf die eigene Person beschränkt sei.“ Die Volksseele regt sich, tritt in Erscheinung und wird Wirklichkeit.

Thusnelda

Bei solchen Gedankengängen taucht in unserer Seele das Bild Thusneldas auf — der Gattin Hermanns des Cheruskers; die Lateiner nennen ihn — wie du weißt — Arminius. Der schlug die Schlacht im Teutoburger Walde und war der erste Deutsche, der sich gegen Schicksal und Römermacht auflehnte. Sieben Jahre später fiel seine Frau Thusnelda in die Hand der Römer. Wir denken noch heute mit berechtigtem Stolz der würdigen Haltung dieser — damals hochschwangeren — Frau, mit der sie den triumphierenden Feinden begegnete. (Tacitus, Annales c. 57.) Das war eine „starke“ Deutsche Frau, und so wie sie können wir alle sein, wenn wir nur wollen. „Willen is Künnen!“

„Sei furchtlos!“

Furchtlosigkeit macht unbesiegbar

Furchtlos zu sein, gebietet uns uraltes Deutsches Erbgut. Mut ist Tugend, Furcht ist Laster. „Wer die Furcht besiegt, kann nicht besiegt werden!“ sagt Gorch Fock. Von den Christengemeinden in Mazedonien aber berichtet uns der Jude Paulus: „Auswendig

Streit, inwendig . . . Furcht!" (2. Kor. 7, 5.) Mit Deutschem Selbstbewußtsein und in starker Ablehnung dieses Bibelwortes schrieb der Lübsche Hanseat 1470 mit goldenen Buchstaben an sein Holstentor:

„Concordia domi — foris pax"
(nach innen Eintracht — nach draußen Friede.)

„Furcht" ist ein falsches Erziehungmittel

Furcht in jeder Form ist ein dem Deutschen Soldaten unbekannter Begriff. Nicht aus Furcht vor Strafe, sondern in heiliger Freiwilligkeit erfüllt er seine Pflicht. Jeder Mann ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Von unseren Altvordern sagt man, daß sie in einem Helden einen Mann erblickten, der „Wolken von Pfeilen" und „tosendem Waffenlärm" mutig trotzte und jeden seiner Schritte „mit gedächtniswürdigen und ruhmvollen Taten" kennzeichnete.

„Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Geht seines Weges Schritt vor Schritt.
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und tät nur spöttlich um sich blicken."

so kündet Ludwig Uhland. Frühere Zeiten meinten aber, daß man einem Deutschen Menschen kriegerischen Geist nur durch „Gottesfurcht und ... Spießrutenlaufen" anerziehen könne. Noch Friedrich Wilhelm I. — der „Soldatenkönig" — begründete solche Einstellung mit den sonderbaren Worten:

„Weilen ein Kerl, welcher nicht Gott fürchtet auch schwerlich seinem Herren treu dienen und seinen Vorgesetzten rechten Gehorsam leisten wird."

Furcht lähmt

Der Krieg verlangt vom Soldaten vollen, vorbehaltlosen Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit. Jedes, aber auch jedes Furchtempfinden ist dem entgegengesetzt und wirkt lähmend. Es untergräbt den heiligen Gottesstolz des Deutschen, wenn die Bibel „Furcht und Zittern" (Phil. 2, 12) von ihm fordert und unnachsichtig vorschreibt: „Gebet Furcht, dem die Furcht gebühret!" (Römer 13, 7.) Furchteinflößung kann nimmer heldisches Handeln auslösen. Bismarck sagte: „Ein Appell an die Furcht findet im Deutschen Herzen niemals ein Echo." (18. 5. 1868.)

„Vorsicht" ist Meistertugend der Br. Br. Freimaurer

Doch — für die Brüder Freimaurer ist „Vorsichtigkeit" eine Meistertugend, zumalen da ihr Vorbild, der Judenkönig Salomon (an dessen Tempel die Freimaurer im Ausland bekanntlich noch heute mauern), in seinen Sprüchen sagt: „Es ist der Klugen Krone, vorsichtig

zu handeln." (Spr. 14. 18.) Wir gönnen den „Brüdern Freimaurer" ihre salomonische Weisheit; als Deutsche Soldaten wollen wir es uns aber nicht nachsagen lassen, daß wir „vorsichtig" gewesen seien. O nein! Wir wollen ohne Zögern und Zaudern „furchtlos" dem Schicksal zu Leibe gehen, wenn es so oder so unser Volk bedräut.

„Gut verloren, — wenig verloren,
Ehre verloren, — viel verloren,
Mut verloren, — alles verloren!"

sagt ein gutes Deutsches Sprichwort. Also, seien wir mutig und furchtlos!

Deutscher Wagemut

Sieht der Soldat ein Kind, dem der Tod des Ertrinkens droht, dann schnallt er ab und springt über das Brückengeländer in den Strom — ohne lange Vorrede und langes Federlesen. „Ich hab's gewagt!" jubelt solche furchtlose Seele mit dem herrlichen Hutten (1521) und steht verständnislos, wenn es einen Falstaff witzeln hört, daß „die Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit" sei.

Angst vor der Gefahr, Furcht vor dem Tode, unwürdiges Sich-Anklammern am Leben „um jeden Preis", das sind durchaus jüdische Wesenszüge. „Lieber ein lebender Hund als ein toter Held!" seufzt der Israelit und kreischt angesichts jeder Bedrohung: „Ahwej geschrien! Ahwej geschrien!" So wird der Furchtmensch zum Sklaven.

Jüdische Schlachtordnung

Kennst du, Kamerad, die „Schlachtordnung", in der Jakob, der „Bange" und „Furchtsame" das Anrücken seines kriegerischen Bruders Esau erwartete? Nein? Dann lies das nach im 1. Mose Kap. 32. Wie „gruppierte" Jakob sich? „Weiber und Kinder zuerst!" Das heißt für ihn: dem Feinde entgegen auf das jenseitige Ufer des Jabbok, des etwa 30 Meter breiten Flusses im Ostjordanland! Und er selbst? Jakob blieb allein ganz hinten auf dem diesseitigen Ufer und erwarb sich hier — ohne Zeugen — statt des bisherigen Namens Jakob, des „Überlisters", die ehrenvolle Bezeichnung „Israel", des „Gottesstreiters". Es ist ja überhaupt sehr merkwürdig, daß — wie Disraeli schreibt — „Gott nur mit Männern der semitischen Rasse gesprochen hat". Unparteiische Zeugen fehlen; Arier waren eben nicht „auserwählt!"

Kamerad! Wir Deutschen Soldaten wollen uns an den biblischen Erzvätern k e i n Beispiel nehmen. Wir wollen für unser Volk, für Weib und Kind alles wagen und deshalb als erste dem Feinde an den Hals gehen!

Heil „Es ist eine Lust zu leben!", wenn man ... „furchtlos" ist.

„Gefahr aber ist das Element, in welches der Soldat sich wirft, wie der Schwimmer in den Strom", sagt General v. Clausewitz. Drum: „Laßt surren die Propeller! Frei!"

„Sei beherrscht!"

Sei beherrscht! ... nicht von anderen, nicht von artfremden Vorstellungen, von undeutschen Leidenschaften, sondern — beherrsche dich selbst aus deinem göttlichen Wollen! Sei nicht Sklave und warte nicht bis der Treiber kommt, sondern nimm dich selbst „an die Kandare"!

„Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern! Und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß!" mahnt Matthias Claudius seinen Sohn im alten „Wandsbeker Boten".

Willens- und Selbstzucht

Selbstbeherrschung verlangt man vom Soldaten, kein weiches „Sichgehenlassen", sondern klare „Willens- und Selbstzucht", die ihr Ziel fest und unverrückbar im Auge hat. Dem Soldaten, der sich zu beherrschen weiß, ist schrankenlose Ausgelassenheit ebenso fremd wie fassungloses Jammern.

Selbstachtung

Der alte Afrikaner Hauptmann v. Erckert starb am 16. Lenzings 1908 den Heldentod. In seiner Satteltasche fand man auf einer Meldekarte die flüchtig mit Bleistift niedergeschriebenen Worte: „In erster Linie die größte Selbstachtung! Nichts Gemeines tun! Leib und Seele rein halten! Sich stets beherrschen!"

So wie der Reiter „sich hinten heruntersetzt", den Gaul zwischen die Schenkel nimmt und dann aufrecht, willensstark und seiner Sache gewiß an das Hindernis heranreitet, muß der Soldat — müssen wir, du und ich — uns immer und überall „im Zaume" haben.

Nur wer „beherrscht" ist, ist „frei" und zum Führer geeignet

Und nur, wer das kann, ist zur „Führung" befähigt, denn ... „gut zu herrschen kann gelingen nur dem, der sich beherrschen kann!" Und wie rasch kann selbst der jüngste Soldat, kannst du — über Nacht — „zum Führer" berufen werden. Wenn ein zusammengeballter Feuerschlag des Feindes eure Kompanie trifft, wenn der stolze Haufen Deckung suchend auseinander stiebt, wenn die großschnäuzigen Kameraden (Friedenssoldaten!) unter dem Eindruck des Großkampfes ganz klein und bescheiden werden, ihnen die schönen Worte im Halse stecken bleiben und sie ... in einen Weinkrampf ausbrechen, dann, ja dann liegt die ganze stolze Verantwortung — nicht allein für dein eigenes Handeln, sondern auch für dasjenige der Kameraden rechts und links von dir — urplötzlich wie etwas ganz Selbstverständliches und schon

lange vorher Verabredetes auf deinen jungen Schultern, mein guter Kamerad am Biwakfeuer! Dein künftiges Führertum fordert von dir, daß du „beherrscht“ und dadurch „frei“ bist. „Niemand ist frei, der nicht über sich selbst Herr ist!“ schrieb 1920 Friedrich Schemann.

Fehlt einem Führer — selbst, wenn er nur in kleinstem Rahmen führt und befiehlt — Selbstbeherrschung, dann ist er eben „unfrei“ und muß im Ernstfall versagen, weil er „keine Grenzen kennt“ und ahnungslos die göttliche Freiheit seiner Untergebenen mit Füßen tritt. „Radfahrer“ nannten wir alte Soldaten früher solche Vorgesetzte: „Krummer Buckel nach oben —, tritt nach unten!“ Wenn solche Menschen „führen“, dann wird der Sieg gefährdet, doch — siegen müssen wir. Dem ordnet sich alles, aber auch alles unter.

„Sei bewußt deines Blutes!“

Ein Blut — ein Erbgut

Das gleiche Blut der Angehörigen einer Rasse schenkt ihnen — als köstliche Gabe — ihr gemeinsames Erbgut und ergibt ihre — nicht nur äußerliche, sondern vor allem innerseelische Ähnlichkeit, wie Frau Ludendorff es ausführt. Blutmischung aber „verdirbt“ die Rasse und bereitet ihren Untergang vor. Wer sich seines guten Deutschen Blutes „bewußt“ ist, fühlt sich damit als Glied des Volkskörpers und weiß sich durch ungezählte Fäden und Beziehungen mit Ahnen und fernsten Nachkommen verbunden.

Die Ahnentafel

Blicke auf deine Ahnentafel und werde dir klar, daß vor etwa 100 Jahren acht Menschen lebten, die sich damals vielleicht noch gar nicht kannten und die du heute deine verstorbenen Urgroßeltern nennst. Denke daran, daß vor 200 Jahren 64 Menschen deine Ahn-Urgroßeltern, — vor 300 Jahren 512 deine Vorahn-Urgroßeltern und endlich vor 400 Jahren 4096 Menschen deine Urahn-Urgroßeltern waren. (Alles, wenn man vom „Ahnenschwund“ infolge der Verwandtschaft der Ahnen untereinander ganz absieht.) Mit anderen Worten: D u bist ein Nachkomme von etwa 4000 Menschen, die als Zeitgenossen eines Dr. Martin Luther wirkten. Verfolgst du aber die Zahl deiner leiblichen Vorfahren (immer unter Auslassung des Ahnenschwundes) bis in die Tage der Abschlachtung der Stedinger Bauern im grausamen Kreuzzug in die Wesermarsch, dann bist du heute ein Nachkomme von etwa zwei Millionen Deutscher Menschen jener Tage. In stolzer Erkenntnis solchen völkischen Zusammenklingens sagte kürzlich ein neunjähriges Mädchen: „Vater! Das ganze Deutsche Volk ist e i n e Ahnentafel!“

Diese innige, aus den Tatsachen abzulesende Volksverbundenheit ist eine beglückende Feststellung, fühlen wir doch beide — du und ich —, wie eng wir letzten Endes mit allen Bevölkerungschichten verwachsen sind, und werden uns klar, wie berechtigt es ist, wenn wir alle einander „Volksgeschwister“ nennen — du und ich.

Die jüdische Urgroßmutter

Fassunglos steht mancher Deutsche unserer Tage, wenn er bei Prüfung seiner Abstammung auf eine jüdische Urgroßmutter stößt. „Wie kann das angehen?“ fragt man in Norddeutschland. Ja, der Urgroßvater war gewiß ein „gerechter und frommer“ Mann, der — dank seiner christlichen Schulunterweisung — alles, was Menschenantlitz trägt, für seine Brüder und Schwestern hielt, — also einer, der in heiligen Glaubensdingen „keine Grenzen“ kennt. In der Bibelstunde hatte er viel Gutes von dem „auserwählten“ Volk der Juden vernommen und so hatte er denn — ohne jede Bedenken — die „fremdrassige schöne Jüdin“ zur Mutter seiner Kinder und damit auch zur Urgroßmutter seiner Urenkel gemacht. Damit hatte er nun — zumal wenn sich die jüdische Braut hatte taufen lassen — keineswegs auch nur im geringsten „wider die christliche Lehre“, wohl aber „wider das Blut“ gesündigt. Hier klafft der Widerspruch!

Nun war das Blut seiner Sippe für einige Geschlechterfolgen „vermanscht“ und damit die Seele ... auch. Es wäre ungerecht, wenn man dem Ahnherrn für diesen Irrtum Vorwürfe machen wollte, — er wußte es nicht besser, und der für ihn ausschlaggebende Seelsorger hat ihn gewiß nicht zurückgehalten. „Nun ist das Kind in den Brunnen gefallen!“ Wer trägt die Schuld? Das mag alles hart und schroff klingen, aber es ist nun einmal doch so: Wir können im Deutschen Volke keine „Kreuzungen“, keine „Hybriden“ gebrauchen, selbst wenn sie zunächst noch so schöne Blumen tragen. Jedes Mischblut schwächt, nur reines Blut ist von Dauer.

„Blut“ und „Geist“ sind keine Gegensätze

„Es ist eine ganz eigene Sache um das Blut!“ schreibt der gelehrte katholische Erzbischof Dr. Gröber. Und wir teilen seine Auffassung, wenn er sagt: „daß das Blut nicht bloß ein Erbstück ist vom Vater und von der Mutter, sondern ... bei der innigen Wechselbeziehung zwischen Leib und Seele auch das Geistige beeinflußt und bestimmt“. Wir können ihm aber nicht folgen, wenn er sich etwa 100 Seiten später in seinen „Zeitgemäßen Erwägungen“ mit der „These“ widerspricht: „Die Kirche bindet nicht durch Blut, sie bindet durch Geist!“ Das scheint uns einfachen ungelehrten Menschen in krassem Widerspruch zu dem zu stehen, was der Erzbischof über die

„innigen Wechselbeziehungen“ vorher ausgeführt hat. Uns ist seine These „zu hoch“. Blut und Glauben, Kultur und Wirtschaft gehören zusammen zu einer Einheit, wie der Feldherr Ludendorff immer wieder betont. Treibt man aber einen Keil zwischen „Blut“ und „Geist“, wie Dr. Gröber es versucht, dann „brechen die Bande des Bluts, und . . . es sinket die Welt!“ So klingt es uns aus der Edda arteigen entgegen.

Kamerad! Sei bewußt deines Blutes und ... du wirst ein guter Soldat sein!

„Sei Hilfe dem Edlen! Sei Vernichtung dem Bösen!“

„Edeling“ und „Bösewicht“

Was ist „edel“? Was ist „böse“? Was ist ein „Edeling“ und was ein „Bösewicht“?

Ein „Edeling“ ist „ein freier Mensch“, der freiwillig — ohne Lohnverheißung oder Zwangandrohung — voller Verantwortungbewußtsein seine Entschlüsse faßt und dann aus unverfälschter Arteigenheit handelt. Ein „Bösewicht“ aber ist „ein Schurke“, dessen ganzes Wesen nur von gemeinen Gedanken erfüllt ist und dessen Wirken auf der einen Seite durch Gier, auf der anderen durch Scheu bestimmt wird. Sein menschenunwürdiges Dasein pendelt hin und her zwischen einem unersättlichen Drang nach persönlichem Vorteil und Gewinn — und sei es auch nur in einem süßen Lohn nach dem Tode in ewiger Seligkeit — und ... einer dauernden Angst und Sorge vor Nachteilen und Verlusten. Zu solcher „unedeln“ Gier gehört auch der falsche persönliche Ehrgeiz. Du und ich kennen das Wort vom „ungesunden“ Ehrgeiz, der — wie General v. Clausewitz schreibt — „wie eine Feder immer drückt“.

Ehrgeiz

Der „Edeling“ ist frei von solchem „Druck“. Er handelt wie der Feldherr Ludendorff, der von sich sagen kann: „Mein Streben war allein, den Vernichtungwillen des Feindes zu brechen und Deutschlands Zukunft vor neuen feindlichen Angriffen zu sichern.“

Das Edle ist göttlich, das Böse ist widergöttlich

Das Wirken des Edlen ist immer göttlich, — dasjenige des Bösen muß widergöttlich sein. Deshalb glauben wir auch nimmer, daß „das Dichten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf“ (1. Moses 8, 21). Das wäre eine schlechte „Schöpfung“, der solcher Fehler „in der Anlage“ unterlaufen könnte. Der Sinn menschlicher Unvollkommenheit ist ja ein ganz anderer. Aber davon werde ich später zu dir reden.

Wir Soldaten wollen freie Edelinge sein. Wir sind deshalb immer und überall „Hilfe dem Edlen“ und „Vernichtung dem Bösen“. Unser Handeln bleibt immer über jeden ichsüchtigen Zweck erhaben und ist einzig und allein darauf gerichtet, daß wir „unser herrlich' Herrmannsland“ Kindern und Nachfahren als ein „Land der Freien“ überlassen.

„Die Freiheit ist das Ziel, dem wir im Denken, Wollen und Handeln leben müssen!“ sagt der Feldherr. „Sterben kann ich, aber Knecht sein, kann ich nicht!“ schreibt Ulrich von Hutten. „Es lebe die Freiheit!“

„Sei herzeigen deinem Volke!“

Hier Volk! Dort Weltbürgertum

Was ist „das Volk“? Der vom Eigendünkel Verblendete rümpft bei dem Worte „Volk“ die Nase, denn er fühlt sich — infolge seiner sogenannten höheren Bildung — erhaben über den Sammelbegriff „Volk“, er fühlt sich durchaus „herausgelöst“ und mimt den Weltbürger. Ach, du armer Narr! Der Herr Geheimrat von Goethe bezeichnet sich mit Pose als „Weltkind“, — der herrliche Schiller aber singt jubelnd: „Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an! ... Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!“ So nennt denn der Feldherr Ludendorff alles Internationale „Volkstum zersetzend“, alles pazifistische Gesäusel aber „Volk entmannend“, und damit trifft er das, was du und ich empfinden.

Volkheit und Rassebewußtsein

Was ist „das Volk“? Das Volk sind — du und ich — und alle die vielen anderen Menschen Deutschen Blutes und Deutschen Rasseerbgutes, in deren Gesamtheit eine unsterbliche Seele lebt: Das ist die Deutsche Volksseele. Die überstaatlich eingestellten Menschen versuchen nun mit tausend Vernunftgründen und Zweckmäßigkeitgedanken die Heiligkeit solcher Bluts- und Seelengemeinschaft abzuleugnen und ahnen nicht, wie haltlos, blutleer und seelenarm sie werden, wenn ihnen das Rassebewußtsein verglimmt. All' denen aber, in denen unseres Volkes Seele lebt, gehört unser Herz; sind wir Soldaten doch berufen, zu ihrem Schirm und Schutz zur Waffe zu greifen und vielleicht in den Tod zu gehen.

In einem evangelischen Bußtag-Aufsatz las ich aber kürzlich die Aufforderung an alle Deutschen zu tätigem Einsatz für: „Familie, Kirche, Führer und Vaterland!“ Eigenartige Reihenfolge und demnach Wertung! Glaubst du, daß wir Kämpfer an der Somme 1916 in dieser „Wert-Ordnung“ empfunden haben? Glaubst du, daß solche

Abstufung uns zum Siege führen kann? Und wo bleibt der Gedanke an unser Volk? Liebe zur eigenen Sippe ist ja sehr schön, aber höher steht die „Liebe zum Volk“.

Und doch ist das „Volk“ eine Masse irrfähiger und in der Mehrzahl unvollkommener Menschen. Und wir — du und ich — haben Anteil an all den Irrungen und all der Unvollkommenheit, denn wir sind von gleichem Fleisch und Blut und von gleicher Seelenart wie alle unsere Volksgeschwister.

„Unfertige“ Schöpfung

Aber grade diese angeborene Unvollkommenheit des Einzelnen ist das Sinnvollste, was es vielleicht in der ganzen Schöpfung gibt, denn aus ihr erwächst unsere — deine und meine — Lebensaufgabe. Werden wir diese angeborene Unvollkommenheit wieder mit in das Grab nehmen? Oder werden wir die „unfertige“ Schöpfung in uns vollenden und bis zur „Vollkommenheit“ vordringen? Das ist die Frage, die wir nur durch die Tat beantworten können.

Deutsche Wahrheitsucher

Aus der Geschichte sehen wir, wie dies, unser Volk, wie unsere Vorfahren und Ahnen sich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch mühten und plagten in dem heißen Streben, die letzte Wahrheit zu finden und den göttlichen Sinn des Menschendaseins zu erkennen. Unklar, unbestimmt und unterbewußt glimmte in ihnen allen das Verlangen, sich in kraftvoller Selbstschöpfung zum Göttlichen durchzuringen. Die fehlende klare Erkenntnis schwächte sie und ließ sie im Laufe der Jahrhunderte einem artfremden Glauben verfallen. Das nahm der Deutschen Seele die bisherige Ausgeglichenheit.

Das Judentum in seiner Geschlossenheit

Neben unserem Volke stehen andere Völker. So will es die Mannigfaltigkeit der Schöpfung, die auf vielerlei Wegen zur Gottesbewußtheit vordringen möchte. Unter diesen Völkern stehen für uns diejenigen am höchsten, die ihre völkische Eigenart am reinsten zu wahren wußten. Ja, unter *diesem* Gesichtwinkel betrachtet, müssen wir — ob wir wollen oder nicht — grade das Judentum in seiner Geschlossenheit auf allen Gebieten als geradezu vorbildlich hinstellen. Ein Jude bleibt *immer* ein Jude! Ein Deutscher bleibt *nicht immer*... ein Deutscher! Ein Jude hat nicht nur in das Auge fallende äußere Merkmale, nein, viel stärkere und wesentlichere innerseelische, durchaus „jüdische“ Wesenszüge. Er hat... einen Judenglauben und einen jüdischen Nationalgott, die beide seiner Wesenheit „total“ entsprechen, — er hat... seinen Judentempel, ja er hat sogar sein eigenes jüdisches Speisehaus, wo „unsere Leit“ bei koscherer Kost ganz ungestört und unbeargwöhnt unter sich sein können. Wer

hat das sonst? Wir Deutschen aber sind — trotz aller Ansätze zur Gesundung — weltanschaulich noch immer zerrissen und ringen um unseren Deutschen Gottglauben.

„Sei Feind den Feinden deines Volkes!"

Und die Feinde des Volkes treten uns bei diesem Streben nach seelischer Befreiung überall hemmend in den Weg und verstehen es immer wieder mit allen ihnen zu Gebote stehenden überstaatlichen Mitteln jede, aber auch j e d e Regung zu göttlicher Selbstbesinnung „abzufangen" und „abzubinden", — das aufkeimende Selbstbewußtsein der Menschen in kriechende Demut, den Freiheitwillen in hoffnunglose Abhängigkeit und den Gottesstolz in gebeugte Schicksalergebenheit „umzubiegen", Stumpfheit der einen und eine gewaltige Seelennot der anderen sind die Folge. So kannst du dir wohl gut vorstellen, daß deine und meine „völkischen Gedanken am Biwakfeuer" allen „Überstaatlichen" ein Greuel sein müssen. Wenn schon!

Die Feinde des Volkes

Wir aber hassen deshalb die Feinde unseres Volkes mit allen Fasern unseres Herzens, und wir fühlen und wissen es, daß dieser unser Haß „göttlich gerichtet", also „gut" ist. Und so wie du und ich fühlte auch der „fromme" Bismarck, wenn er eines Tages schrieb: „Ich habe die ganze Nacht gehaßt!"

Die Christen weichen nun von unserer Ansicht über den Begriff „Feind" recht wesentlich ab. Sie selbst bezeichnen sich alle — ohne Rücksicht auf Rasse und Hautfarbe — als „Gotteskinder". Diejenigen Volksgeschwister gleichen Blutes aber, „die nicht wollen, daß Jesus über sie herrsche" müssen von ihnen als „Feinde" angesehen werden, die kurzerhand zu „erwürgen" sind. (Lucas 19, 27.) Das ist natürlich alles nicht so ... „heiß gegessen", weil es eben unter den Deutschen recht wenige „totale" Christen gibt, aber die „Lehre" als solche, die die Christenkinder im Religionunterricht „lernen" sollen, verlangt solche widernatürliche — Einstellung. So kämpft der Christ denn auch am liebsten, wenn es sich um ein Ringen Gläubiger gegen „Ungläubige" handelt. So haben die Feindbundmächte 1914—1918 ja immer versucht, ihren Krieg gegen uns als „Heiligen Kreuzzug" hinzustellen. Wir antworteten leider mit dem leeren Schlagwort: „Gott strafe England!" Beides aber zeigt, daß der Christ in einem Kriege um völkische Belange immer wieder versuchen muß, den Herrgott der Christenheit auf seine Seite zu bekommen. So oder so!

Für den Christen ist „Feind" nur der „Ungläubige"

„Als Christ im Weltkrieg“

Wer ist nun aber für einen Christen der „Feind“ im Kriege? Darüber lese ich in E. Dohne: „Als Christ im Weltkrieg“ (Erlebnisse eines Frontkämpfers) folgendes:

> „Feind bleibt immer Feind und ist nie zu schonen, oder man muß es am eigenen Leibe büßen. Zeigt sich irgendwo der Seelenfeind der Menschen, der ihn zur Sünde verführen und ihn in Charakterschwäche, Empfindlichkeit, Mißtrauen, Zweifel, Undankbarkeit, Untreue, Unversöhnlichkeit usw. hineinführen will, so ist jede falsche Schonung ihm gegenüber nur zum eigenen Unglück. Der Feind — wie und wo er sich auch zeigt — ist restlos, sofort und völlig in den Tod zu schicken. Christlich und biblisch angesehen würde das heißen: seine Unschädlichmachung geschieht durch eine neue klare und gläubige Hingabe an Christus. In Christus allein ist jeder Seelenfeind zum Tode verurteilt.“

So ist in diesem Buche des Frontkämpfers der „Feindbegriff“ umschrieben. Ich meine, daß das alles für die Feinde 1914/18 keineswegs zutrifft. Die wollten uns ja gar nicht zur „Sünde“ oder zu sonstigen Unchristlichkeiten „verführen“, da sie ja selbst alle — mit Ausnahme einiger weniger Mohammedaner — „gute Christen“ waren, aber . . . sie wollten unsere Deutsche „Freiheit“ zerschlagen und unsere völkische „Zukunft“ zerbrechen. So kam es, daß in der Abwehr des großen Krieges „völkische“ Erkenntnis erwachte und sich zum Gedanken formte, der bis heute an Tiefe und Klarheit gewaltig zugenommen hat und weiter wachsen wird.

Christliche „Hemmungen“

Nein! Der christliche und völkische „Feindbegriff“ decken sich nicht, eben weil unter den Feinden unseres Volkes ja auch sehr gute und fromme Christen sein können. Und wenn nun in dem genannten Buche davon die Rede ist, daß der Verfasser auf einem 200 Meter vorgeschobenen Posten (?) in Flandern die Handgranaten „vergessen“ hat (die Bibel hatte er aber bei sich), so daß man zu dritt vor einer feindlichen Patrouille „die Flucht ergreifen mußte“, — wenn der Verfasser später bei Lens „in 8 bis 10 Meter Entfernung“ — wie er schreibt — zwei „harmlos vor unserer Stellung erkundende englische Offiziere n i c h t ‚abschießt‘“, dann . . . fehlen uns die Worte. Wir ahnen aber, woran das liegt. Das „Völkische“ lag erdrosselt. Wir können uns sehr gut vorstellen, daß „der gute Christ“ Hemmungen haben muß, auf harmlose Engländer zu schießen, die „Gotteskinder“ sind wie er. Ja, wenn es heidnische Eingeborene mit Pfeil

und Bogen gewesen wären! Aber so? Kolonialkriege geben weniger Veranlassung zu solchem Zwiespalt.

Karl, der Frankenkönig

Bei den „Feinden des Volkes" kommt mir Karl der Karolinger — der Frankenkönig — in den Sinn, der „zu Aachen in seiner Kaiserpracht" Hof gehalten hat und auf Veranlassung des „Heiligen Vaters in Rom" den Niedersachsen mit frommer Gewalt das Christentum freundlichst aufnötigte. Ich denke an Verden an der Aller, an die Blutwiese und unsere 4500 enthaupteten Ahnen. Es ist viel geschrieben und viel erdacht worden über jenes Ereignis: „Dichtung und Wahrheit". Ich halte mich an die Worte eines Zeitgenossen des „Großen Karl". (Es soll sein vertrauter Einhard gewesen sein.) Dieser berichtet nach den „Monumenta Germaniae", Band I. im Abschnitt „Einhardi Annales" auf Seite 155 unter 775 wie folgt:

> „. . . rex . . . consilium . . . iniit, ut . . . perfidam ac foedifragem . . . Saxonum . . . gentem . . . bello adgrederetur . . . et eo . . . usque . . . perseveraret, dum . . . aut . . . victi christianae religioni subicerentur . . . aut . . . omnio tollerentur."

> „Der König den Entschluß einging, daß der treulose und bündnisbrechende sächsische Volkstamm mit Krieg angegriffen werde, und in diesem solange verharrt werde, bis entweder die Besiegten der christlichen Religion unterworfen würden oder gänzlich vernichtet würden."

Das genügt mir. „Ich habe die ganze Nacht gehaßt!"

Die Menschen aber, die für das Volk und seine Freiheit kämpfen, lieben wir „mit ganzer Seele", ob sie nun als „unbekannter Melder" im Sprunge von Granattrichter zu Granattrichter einen Feuerriegel durchbrechen oder ob sie als „Erster Generalquartiermeister" — „die schwerste Verantwortung tragen, die je auf Menschen Schultern lag".

Die Feldtruppe und der Erste Generalquartiermeister

Es war am Abend des 1. Nebelungs 1918. Die 11. Kompanie J. R. 162 sollte zwischen 10.00 und 11.00 Uhr abends in Binche (Belgien) verladen werden. Die Truppe war Pünktlichkeit bei Abbeförderungen mit der Bahn gewohnt. Man war erstaunt, daß zum ersten Male kein Zug bereitstand, um das im Regen eintreffende Bataillon aufzunehmen. Es fisselte weiter. Die der Nachtruhe beraubten Mannschaften hockten im Schmuddelwetter auf der blanken Straße, — einige „Glückliche" rauchten. Alles war mißmutig. Man wartete — in die umgehängte Zeltbahn gehüllt — der Dinge, die da

kommen sollten. So verging eine Nachtstunde nach der anderen, schließlich dämmerte ein naßkalter Spätherbstmorgen. Kein Zug kam.

Unwillig brummte der Gruppenführer der Flügelgruppe der „Königlich“ Elften, Unteroffizier Ernst Meyer, irgend etwas, was wie „Sauzucht“ klang. Da blickte ihn der Führer der 2. Gruppe — ein junger Unteroffizier, der in Nürnberg zu Hause war, erstaunt an und sagte dann langsam und bedächtig: „Der Ludendorff is holt nimeh dohl“ — „Geballter Wille“ das ist Ludendorff! sagt Wilhelm Crone in seinem prächtigen Buche (Traditions-Verlag).

Über uns flimmern die Sterne. Wenn wir nach dort oben schauen, mein Freund, dann überkommt es uns wie ein großes Erleben, und wir fühlen, daß es „jenseits“ all' dieser Welten, daß es jenseits von allem Raum und aller Zeit, auch jenseits der Grenzen der kalten abwägenden und abmessenden und doch so irrfähigen Vernunft etwas Sinnvolleres geben muß, was eben nicht den Gesetzen des „Diesseits“ sklavisch ein- und untergeordnet ist. Und dies „Jenseitige“, das ist „göttlich“ und „ewig“, und wir alle haben — wenn wir nur wollen — vollen Anteil daran. O nein, — wir Heiden sind nicht „gottlos!“

Der Krieg

Das „Erschrecken" bei Kriegsausbruch

Der Kriegsausbruch bedeutet für uns Soldaten — trotz aller militärischen Vorbereitungen und Mobilmachungvorarbeiten — letzten Endes doch immer wieder eine Überraschung. Zwar scheint uns der Krieg mitunter fast ebenso unvermeidlich wie das menschliche „Todesmuß", und doch neigt der Mensch immer wieder dazu, alle Gedanken über Krieg und Tod als „unerfreulich" und „unbequem" gewaltsam zu verdrängen, um „unbeschwert und unbesorgt durchs Leben zu tänzeln". In bewundernswertem Leichtsinn werfen die gläubigen Christen alle ihre Sorgen „für den andern Morgen" auf Jesus von Nazareth, „denn er sorget" für sie. (Matth. 6, 34 — 1. Petri 5, 7.) Und wenn dann urplötzlich der Krieg an die Schwächlinge herantritt, dann ... erschrecken sie. Leider gibt es auch unter Soldaten solche schwachen Naturen. Paulus meint zwar im 2. Kor. 12, 9—10, daß grade in den Schwachen Gotteskraft „mächtig" ist, und daß der Schwache deshalb „stark" ist. Das verstehen wir beide nicht. Wir wollen vielmehr trotzdem hoffen, daß im Deutschen Volke nur wenige „Schwächlinge" vorhanden sind, denn — wenn sie überhand nehmen — ist ihr Erschrecken bei Kriegausbruch kein guter Anfang.

Der Krieg ist kein Gottesgericht

Der fromme Christ sieht im Kriege ein „Gottesgericht" und betrachtet ihn als eine Strafe „über das treulose und unbußfertige Volk". (Jerem. 9, 20.) So wird für ihn der Feind, der das Deutsche Volk züchtigen will, zum Werkzeug in der Hand des allmächtigen Jehova. Gott läßt ein Volk in einen Krieg „hineingleiten", las ich neulich. „Schwert, fahre in die Scheide!" beten sie in der Todesnot ihres Volkes mit dem Propheten Jeremias (Jerem. 47, 6), wir Deutschen Soldaten aber fühlen mit Theodor Körner, wenn er in der Stunde des Freiheitkampfes 1813 sang: „So komm' denn aus der Scheide, du Reiters Augenweide! Heraus mein Schwert! Heraus!"

Auch der fromme Ernst Moritz Arndt rief in der echt völkischen Begeisterung jener Frühlingstage: „Der Krieg ist eine heilige Arbeit,

damit die Freiheit gerettet werde!“ Jawohl, für die „Freiheit“, von der man sich hüten soll, daß sie „nicht gerate zu einem Anstoß“. (1. Kor. 8, 9.)

„Heliand“ und Deutsches Erbgut. Der Deutsche will sich wehren.

„Stecke dein Schwert an seinen Ort!“ sagt nach Matth. 26, 52 Jesus von Nazareth zu einem, der die Waffe gebrauchen wollte gegen den Feind. Und im „Heliand“, in dem zu Lebzeiten Karls des „Frommen“ ein unbekannter Mönch — wohl im Kloster Werden — das Evangelium für Deutsches Erbgut umzudichten suchte, sagt „der Sohn Gottes“ zu dem, der sich „mit der Waffe“ wehren will, so wie es Deutsche Soldatenpflicht und Deutsches Soldatenrecht ist:

„. . . das hat der waltende Gott, der allmächtige Vater, anders bestimmt, daß wir dulden sollen, was uns dieses Volk (der Feind) Bitteres bringt. Wir wollen uns nicht erboßen, nicht wehren wider ihre Gewalt. Denn wer da Waffenstreit, grimmen Gerkampf gern verrichten will, der soll wieder sterben von des Schwertes Schärfe traurigen Tod. Mit unseren Taten sollen wir nicht Gewalt tun.“ (Nach „Der Katholik“ 13. 9. 1936.)

Freund! Zieh' in den Krieg zu Deutschlands Schutz, hüte dich aber, sofern du ein Christ bist, „Gewalt“ zu tun.

Da stehen wir wieder vor dem „Entweder-Oder“, das sich jedem Soldaten in den Weg stellen muß, sofern er nicht stumpf und leer und innerlich unwahrhaftig ist. Entweder-Oder! Nein! Kamerad! Wir stecken — trotz dieser Mahnung — unser Schwert nicht „an seinen Ort“. Wir sind keine „Kriegsdienstverweigerer!“

„Der totale Krieg“

„Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk“, gilt es doch dem Gegner seinen Willen „mit roher Gewalt“ aufzuzwingen. General v. Clausewitz spricht daher vom Krieg als „Akt der Gewalt mit dem Ziel, den Feind wehrlos zu machen“. Dann geht es ums Biegen oder Brechen. Wenn Todesnot droht und die Volksseele zur Abwehr aufruft, dann gibt es keine „halben Maßnahmen“ mehr. Ein neuzeitlicher Krieg beansprucht — nach Auffassung des Feldherrn — „die seelischen Kräfte des Volkes und verlangt mit zwingender Gewalt deren restlosen Einsatz“. (Ludendorff, Der totale Krieg.) Wohlverstanden! Der Krieg fordert nicht allein vom Soldaten und damit von der Wehrmacht ein vorbehaltloses „Sich-in-die-Schanze-schlagen“, — nein, diese „harte Zumutung“ tritt mit unerbittlicher Strenge an das Volk in seiner Gesamtheit heran, denn . . . „die Kraft der Krieg-

führung liegt ... in der Heimat", wie der Feldherr in seinen „Kriegserinnerungen" schreibt.

Der Wille des Feldherrn

„Der feste Wille eines stolzen Geistes steht gebieterisch in der Mitte der Kriegskunst", sagte General v. Clausewitz. Dieser Wille des Feldherrn ist der ruhende Pol zwischen allen Reibungen und Wechselfällen. Vom Untergebenen verlangt der Feldherr daher unbedingte „Einordnung in seinen Willen". Es bleibt dann jedem Soldaten immer noch ein weites Feld zu verantwortungfreudigem, selbständigem Handeln, wenn er an der Reibungfläche der Front den Führerwillen in die Tat umsetzt. „Einordnung" auf der einen Seite, — „Selbsttätigkeit" auf der anderen Seite, — das sind die beiden Forderungen, die an jeden Soldaten im Ernstfalle herantreten, ob er nun Kommandierender General oder einfacher Gefreiter ist.

Einheitlichkeit

Aus der Vielheit der einheitlich gerichteten Willensäußerungen eines Heeres ergibt sich die Wucht und die Kraft der kriegerischen Handlung. Daraus erwächst der unwiderstehliche lebendige Schwung, der den Sieg verleiht. Das ist das Geheimnis jedes wirklichen und dauerhaften Erfolges. Der Einzelkämpfer im Trichterfeld handelt ganz ohne Befehl und Anweisung, ohne Aufsicht und Überwachung völlig selbständig und doch ... im Einklang mit dem Führerwillen. Das scheint uns wie ein Wunder, denn der Mensch kennt ja nicht den Zwang eines Erbinstinktes, durch den die Tiere gebunden sind. Wenn nun aber — trotz aller menschlichen Willensfreiheit — in Zeiten der Todgefahr eines Volkes das Erbgut eine Übereinstimmung im Handeln der starken Persönlichkeiten auslöst, dann überkommt uns ein Ahnen von der Kraft der uns allen eigenen Volksseele, über die uns Frau Ludendorff so viel zu berichten weiß.

Mahnende Volksseele

Aber letzten Endes kann auch die Volksseele den Soldaten nur mahnen und ihm eine gewisse Haltung nahe legen, — vergewaltigen kann und darf sie die göttliche Freiheit des Einzelnen nicht. Es muß immer dem inneren freien Entscheid des Einzelkämpfers überlassen bleiben, ob er den glimmenden Funken zu göttlichem Handeln im Sinne der Volkerhaltung mutwillig zertreten oder aber zur hellen Flamme emporlodern lassen will.

„Tote Punkte"

Und diese Flamme im Herzen des einfachen Soldaten ist es, die die vielen „toten" Punkte im Kriege zu überwinden weiß, — die zahllosen Augenblicke, in denen die Kraft zu versiegen und der Schwung zu versanden droht. Wenn immer neue Widerstände sich türmen und die Hoffnung auf einen sogenannten „glücklichen" Ausgang schwindet:

Die Verbindung ist abgerissen, — der Kämpfer steht ganz auf sich allein angewiesen, — das schwer beschädigte U-Boot bleibt am Feinde, — die Funkverständigung ist gestört, — die Fernsprechleitung zerschossen, — die Truppe hat zwar siegreich ein Loch in die feindliche Abwehrfront geschlagen und tief hineingestoßen in das Hintergelände der vorbereiteten Stellung des Gegners, aber ... sie sieht sich dort allein, weil der Angriff bei den Nachbarn rechts und links nicht „glückte", wie man sich fälschlich auszudrücken pflegt. In solchen und tausend ähnlichen Lagen beginnt die schwerste Charakterprobe für Führer und Soldaten: Der Kampf, der „ohne Hoffnung" scheint. Dieser Kampf, der irrsinnig anmutet und doch einen tiefen Sinn hat, weil grade er die seelische Willenskraft der Kämpfer unter Beweis stellt. Der Feldherr sagt von ihm: „Erst solches Kämpfen ist eine Leistung, sonst ist der Kampf leicht!"

„Kampf ohne Hoffnung"

Lüttich

Bei solchen Gedankengängen erinnert man sich unwillkürlich des Handstreichs auf Lüttich. Im Geiste sehen wir den Feldherrn Ludendorff als jungen Generalmajor am Abend des 6. Erntings 1914, als er mit 1500 Mann der 14. Infanterie-Brigade die Fortlinie der Festung durchbrochen hat. Aber hinter ihm hat sich das Gitter des feindlichen Zwingers zwischen dem Fort d'Evegnée und Fort de Fléron wieder geschlossen. Die Verbindung nach rückwärts ist verloren gegangen. Die belgischen Streitkräfte in und um Lüttich aber zählten das etwa 20fache an Kopfzahl, d. h. rund 30 000 Mann. Schien da jedes weitere Vordringen, ja sogar jeder blanke Widerstand nicht durchaus „ohne Hoffnung", — schien es nicht Wahnsinn, den Stier bei den Hörnern zu packen und mit klarem Siegerwillen am Morgen des 7. Erntings über die Maasbrücken hinweg in die große Industriestadt einzurücken? Jawohl, das schien alles „ohne Hoffnung", — der Wille des Brigadeführers und das Zusammenklingen mit seinen 1500 Soldaten brachte den Sieg. „Die starke Seele gibt den Sieg!"

Gefahr eines „Schicksalglauben"

Aber auch in der Abwehr, „wenn alles verloren scheint", muß sich der Wille gegen das vermeintliche „Schicksal" auflehnen, — darf nicht „gottergeben" das Unheil über sich ergehen lassen, sondern muß bis zum letzten Atemzuge nach Mitteln suchen, der Lage eine Wendung zu geben oder doch wenigstens dem Feinde Schaden zuzufügen: Der Feind bricht mit Tankgeschwadern in breiter Front überraschend in unsere Linien. Der „Schicksalgläubige" weicht aus in der Überzeugung, „daß die Ereignisse ihren eigenen majestätischen Gang gehen, der sich nicht nach unseren Wünschen und Hoffnungen richtet". Dann

steht der „fromme“ Soldat „in betretenem Schweigen“ und . . . „begegnet dem Unausweichlichen in Bescheidung vor dem unerforschlichen Walten“ und in der Überzeugung „alles ist bestimmt“. Das ist im Geiste der Gottschau eines Professor Dr. Hauer gehandelt. Angesichts solchen „schicksalergebenen“ Stillhaltens flutet der feindliche Angriff, — rollen die feindlichen Tankgeschwader wie ein unabwendbares Naturereignis über den „frommen“ Soldaten hinweg. —

Dem „Schicksal“ die Stirn bieten!

Deutsche Art aber ist es, dem Schicksal die Stirn zu bieten, ihm die Antwort nicht schuldig zu bleiben und — im Einklang mit dem heiligen Selbsterhaltungwillen der Volksseele — dem Rade des rollenden Verhängnisses mutig in die Speichen zu fallen. Und brandet das „feindliche“ Schicksal über den ersten Graben, ja brandet es — mich zermalmend — über mich selbst hinweg, dann weiß ich noch mit meinem letzten Atemzuge, daß es sich — bei solcher Seeleneinstellung der Verteidiger — im zweiten oder dritten Graben brechen muß, und daß schließlich in der Heimat ein in sich geschlossenes Volk steht, das nicht „klein zu kriegen“ ist und sich — solange es lebt — gegen Tod und Teufel auflehnt.

Starke Seele - Wille

„Machet des Volkes Seele stark!“ mahnt der Feldherr Ludendorff. „Des Volkes Seele!“ sagt er. Nicht etwa nur die Seele einer beschränkten Zahl von Führerpersönlichkeiten, sondern aller Deutschen Seelen — auch deine und meine. Die starke Deutsche Seele aber ist gleichbedeutend mit Deutschem Willen.

Kämpfen wir Deutschen uns aber nicht zu einer freien Weltanschauung durch, die ganz unserem „germanischen Wesen“ entspricht, d. h. zu einer Erkenntnis, die uns „im Innersten erfaßt, veredelt und kräftigt“, gelingt das nicht, so „werden“ — wie H. St. Chamberlain meint — „noch einmal die Flammen des Inquisitionsgerichtes prasselnd gen Himmel züngeln!“

Der Tod

Das Herzblut für die Heimat

Krieg ohne Tod? Krieg ohne Lebensgefahr für den Soldaten? Das ist ein Unding. Krieg ist kein Sport. Denn der Krieg wird für das Heiligste und Höchste geführt, was wir sterblichen Menschen kennen: für Heimat und Freiheit! Drum heischt er auch den höchsten Einsatz, dessen wir fähig sind: das Leben. „Das, was grade gut genug ist, um es für unser Vaterland zu geben, das ist ... unser Herzblut!" schrieb der 18jährige Kriegsfreiwillige Helmut Noack in dem herrlichen Buche: „Ringende Jugend" (Wolf-Heyer-Verlag). Er fiel im Baltikum 1919. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" singt Schiller. Der Siegespreis aber, für den der Soldat sein eigenes Leben einsetzt, ist Sicherung des ewigen Lebens seines Volkes, denn: „Deutschland muß leben!"

Nicht unser „Wohlergehen", sondern Deutschland!

Du und ich handeln und kämpfen nicht nach einer verkommenen jüdischen Händlermoral, die sich auch alle wirklich bibelgläubigen Christen zu eigen machen müssen: „auf daß es uns wohlgehe und wir lange leben auf Erden!", wie in den für Juden und Christen verbindlichen Geboten vom Sinai geschrieben steht. Auch können wir nicht mit dem Sonntagsblatt „Der Katholik" sagen: „Wir wissen alle in Christus Entschlafenen an einem guten Plätzchen!" Nein! Du und ich sind von anderer Art, wir zwingen den unweisen Willen zur eigenen Erhaltung nieder und denken nimmer an uns, sondern immer und überall nur an unser Volk, auch — wenn's ans Sterben geht. Unser letzter Atemzug gilt „Deutschland!" und nicht „unserem eigenen persönlichen Seelenheil!" Das ungeschriebene Gesetz in unserem Deutschen Herzen aber „hanget" in dem einen kurzen Worte: „Sei Deutsch!" Das schließt alles in sich ein.

Hoffnung auf eigene Auserwähltheit

Wenn wir aus dem Munde ehemaliger Kriegsteilnehmer die sonderbaren Worte vernehmen: „Gott wollte meinen Tod nicht, sondern hatte besondere Gedanken mit mir!" dann stehen wir erschüttert über solchen Glauben an eigene „Auserwähltheit". Wunder

über Wunder! Deutschland wurde zu Boden geschlagen, alle Kameraden mußten sterben ..., „ich aber wurde gerettet! Es ist ein Gotteswunder!“ — und sie begehren nicht auf gegen ein wahnsinniges Schicksal. Ja, ja. Es trifft schon zu, was wir Soldaten immer sagten: Meist sind es eben doch die Besten, die verlorengehen, weil sie die Treusten in der Pflichterfüllung sind. Es gibt natürlich Ausnahmen von dieser Regel, aber doch nur ... wenige.

Im Christengebet kommt die Heimat zuletzt

Die Katholische Kirche aber gibt dem Deutschen ein gut gebundenes Büchlein in die Hand: „Der betende Soldat“ (Verleger des Apostolischen Stuhles, 1935). Da steht in der Einleitung so nebenbei: „Vergiß auch nicht gerade als Soldat für unser liebes deutsches Vaterland zu beten!“ „Vergiß auch nicht!“ steht da. Diese Erinnerung kommt dann ebenso ganz hinten und am Ende wie die christliche Weisung auf Seite 27 des in der heutigen Wehrmacht verbreiteten Gebetbüchleins:

> „Bete für die Kirche Gottes, für die Bekehrung der Sünder, Irrgläubigen und Heiden, für die armen Seelen im Fegfeuer, für das Deutsche Vaterland und ähnliches!“

Und „ähnliches“??? Jung', wir Deutsche Soldaten wollen nicht bitter werden, wir wollen nicht lästern und spotten, aber — in mir bäumt sich beim Lesen dieser Gebetanweisung etwas auf. Und du? Immer wieder blicke ich in das Buch, ja, da steht: „und ähnliches!“ schwarz-auf-weiß. Das ist „Heimatlästerung“.

Das „Glück“ des Heldentodes

Im Ernting 1914 schrieb Fähnrich Hans Graf von der Goltz an seine Mutter: „Wenn dieses letzte große Glück des Heldentodes mir zuteil werden sollte, dann kannst du überzeugt sein: dein Sohn Hans hat ein glückliches Leben gehabt, denn nicht die Länge gibt dem Leben seinen Wert, sondern der Inhalt!“ Wenige Wochen später fiel der Fähnrich vor dem Feind.

So wie dieser preußische Fähnrich dachte, denkt weder der Jude noch der „gute Christ“. Beide empfinden — gestützt auf die „göttliche Offenbarung“ — den Tod für eine große Sache keineswegs als „letztes großes Glück“, sondern betrachten ihn als „Kelch“, und flehen, daß er an ihnen „vorübergehen“ möge. Das tut der Soldat nicht und, wenn er sich trotzdem „Christ“ nennt, dann ist diese Bezeichnung unrichtig. Merke dir: Vertrauen in die eigene Kraft ist „Hoffart“ und „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade!“ (1. Petri 5, 5.) Nein, wir Soldaten sind gar nicht „demütig“ und sollen es auch gar nicht sein, denn „De-Mut“ ist das Gegenteil

von „Mut". „Demut ist der erste Schritt zur Niederträchtigkeit!" sagt Seume.

Kardinal Faulhaber aber meinte 1922 auf dem Eucharistischen Kongreß, daß wir: „noch nicht demütig genug" seien. Jung', diese Feststellung freut uns. So soll es bleiben!

Judentum und Christentum

Ja, es ist schon so: Juden und Christen haben in ihren Glaubenslehren vieles gemeinsam, und das ist auch durchaus verständlich, ist doch das Judentum die Mutter des Christentums. „Christentum ist unverständlich ohne Judentum, so wie Judentum unvollständig ist ohne Christentum. Christentum ist das Judentum für die Mengel" Das schrieb vor etwa 90 Jahren der getaufte Jude Benjamin Disraeli. Das war kein dummer Mann, der übersah die „Zusammenhänge". Als erster Minister und Standesherr führte er später den schön klingenden stolzen Namen „Lord Beaconsfield", wurde einer der ersten englischen Staatsmänner und galt als „Britanniens Bismarck".

Vom schweren und vom leichten Sterben

Aber nun wieder zum „Sterben". Der freie, der aufrechte Deutsche bewahrt auch im Sterben seine „Haltung" und seinen „Gottesstolz". Hauptmann v. Erckert schrieb 1908 in Deutsch-Südwestafrika, „daß eine grade aufrechte Haltung auch die Äußerung einer graden aufrechten Seele ist". Aber — trotz solcher „Haltung" und trotz aller „Todbereitschaft" kann das Sterben schwer, sehr schwer sein. Wenn man nämlich Freunde, Volksgeschwister und Heimatland in einer Stunde verlassen muß, in der das Leben der Menschen gleichen Blutes nach jeder Richtung hin — leiblich und seelisch — bedroht wird. Weißt du, wie schwer junge Mütter sterben, auf deren persönliche Fürsorge das neugeborene Kind eigentlich noch ganz ausschließlich angewiesen ist? Das hat die gleiche tiefe Ursache.

Wenn aber das Leben der Nachfahren, der Sippe und des Volkes gesichert scheint, dann ist das Scheiden ... leicht, beweist es uns doch nur das eiserne Walten der Naturgesetze und schenkt uns damit ein göttliches Ahnen ewiger Zeitlosigkeit. Sehen wir, daß „Fortdauer und Zukunft" aller göttlichen Möglichkeiten in Volk und Einzelmenschen gesichert sind, dann können wir „beruhigt" verlöschen, denn ... „noch rauscht der Rhein!" „Das Bild des Rheins gab mir das eigene Ewigkeitbewußtsein" sagte Ludwig Schemann einmal.

Tod und Sonnen-Aufgang

Ich denke an einen jungen Norweger, mit dem ich vor Jahren — kurz nach dem großen Kriege — in einem Hafen-Lagerhaus in Holland „werkte" (wie das der Holländer nennt), und ich denke daran, wie er mir damals erzählte, daß sein mit dem Tode ringender alter

Vater sich von seinen Söhnen im Morgendämmer an das Fenster tragen ließ, weil er vom Lehnstuhl aus noch einmal das Aufgehen der Sonne hinter den nordischen Bergen erleben wollte. Die Sonne kam, und der Norde starb im Morgenrot. Das Leben auf unserem Stern aber pulste weiter. — Und weißt du, daß viele „Ufrechte" im Deutschen Volke überhaupt ein Grauen vor dem „Bett-Tod" haben und sich ein Sterben wie wir Soldaten wünschen?

„Ich sag' ohn' Spott
Kein schönrer Tod — ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Heid' — ohn' Schmerz und Leid!"

Und nun willst du wissen, wie sie starben die Deutschen Männer draußen im großen Kriege? Laß' dir erzählen!

Von der Wahrscheinlichkeit, getroffen zu werden

Es ist wohl überall so gewesen, daß die große Mehrzahl der Feldgrauen in voller Erkenntnis der Todgefahr ihre Pflicht tat und sich — je nach Lage — der mehr oder minder großen Wahrscheinlichkeit voll bewußt war, von einer Kugel „gehascht" zu werden. „Da kaascht nix mache!" sagt der Schwabe. Der Krieg war eben ein recht aussichtvolles Lotteriespiel: Jedes zweite Los ein Treffer. Die Möglichkeit getroffen zu werden war gewissermaßen „gesetzmäßig bedingt", war also etwas durchaus „Tatsächliches". Das verleitete natürlich manche Kameraden dazu, es nicht wahr haben zu wollen, daß die Kugel eine „Törin" ist, und ihre Treffaussichten ganz zufällige sind. Sie glaubten vielmehr felsenfest, daß irgendeine Schicksalsmacht die Kugel zu lenken wisse. „Die Kugel, die mich treffen soll, ist schon gegossen", sagte mancher Landsknecht in dem völlig irrigen Wahn, daß es möglich sei, irgendwelche Ereignisse vorauszuahnen, die letzten Endes durch freie Entschließungen von Menschen — in diesem Falle durch das Verhalten des feindlichen Richtschützen — bedingt sind. Solche „Todahner" sind natürlich unzählige Male ohne jede Schramme heimgekehrt, aber man spricht bekanntlich immer nur von Träumen, Ahnungen und Prophezeiungen, die in Erfüllung gegangen sind. Die Masse der Nieten wird vom Lotteriekollekteur schamhaft verschwiegen.

Ahnungen und Gesichte

Wie viele Deutsche gehen mit „Ahnungen, Warnungen und Gesichten" — auch heute noch — bei ihren Volksgeschwistern hausieren, ja es werden ganze Bücher mit Berichten über „übersinnliche Dinge" geschrieben, „Berichte", die immer nur ein Einzelner über s e i n e „Ahnungen" und „Gesichte", sowie deren „wunderbare" Erfüllung

abgibt. Zeugen kann man für so etwas natürlich (oder wunderbarerweise?) nie nennen.

Junge, glaube so etwas nicht! Bleibe geistig gesund! **Jeder** „Gespensterglaube“ macht unfrei und ängstlich, er führt dazu, die Rufe des Kuckucks zu zählen, und — wenn der ahnunglose Vogel dreizehnmal ruft — „mit halbem Herzen“ an den Feind zu fliegen. Und wenn in den Büchern, von denen ich sprach, dann solche „authentischen“ Gruselberichte gemacht werden, dann warnt der „eisgraue und alte Wachtmeister Merkuweit“ den jungen Fähnrich, der — trotz allem — noch frei von Gespensterfurcht ist, abergläubisch beschwörend: „Tun Sie's nicht!“ und . . . schlägt heimlich, daß keiner es sieht, „ein Kreuz vor der Brust“. Merkwürdig. Sehr merkwürdig, daß gerade derjenige, der an solchen „Hokuspokus“ glaubt, „ein Kreuz vor der Brust“ schlägt. Aber eigentlich ist dies Kreuzschlagen eben „gar kein Wunder“, denn die Wunder der Bibel, die mit den unabänderlichen Naturgesetzen in krassem Widerspruch stehen, sind ja Stütze und Halt des Christenglaubens. Und weil sie Stütze und Halt sind, wird der „Wunderglaube“ wie mit einem glühenden Eisen schon in die zarte Kindesseele eingebrannt, wird der Mensch von Jugend an zum „Irrewerden an den Naturgesetzen“ planvoll erzogen und schließlich dadurch veranlaßt, auch im Mannesalter „Vernunftwidriges“ für durchaus möglich zu halten. Das ist das Ergebnis christlicher Abrichtung.

Die „ahnungsvolle“ Bahnfahrt

Freund! Wenn du und ich einmal zusammen in der Eisenbahn fahren, und das Abteil überfüllt ist, so daß wir beide stehen müssen und uns nach langer Trennung nicht das sagen können, wovon — aus irgendwelchen Gründen — unser Herz zum Bersten voll ist, dann sollst du mal sehen, wie rasch ich es erreichen kann, daß wir allein sind. Über die Köpfe unserer Mitreisenden hinweg erzähle ich dir von meinen Fahrten und Abenteuern in fremden Ländern und flechte — wenn alles zu lauschen beginnt — einige Worte über eingetroffene „Ahnungen“ und erfüllte „Gesichte“ ein. Ganz trocken füge ich dann hinzu, daß ich nur dadurch des öfteren dem Tode entronnen sei, weil ich — auf Grund meiner Erfahrung — eben an solche „Warnungen“ durchaus glaubte.

Nach langer Pause sage ich dann ängstlich zu dir: „Sieh' dort die kleine Fliege am Beleuchtungkörper!“ Und wenn dann alles — mehr oder minder erschreckt — zur Lampe blickt, fahre ich fort: „Wie merkwürdig sie hin und her eilt! Horch! Nun summt sie davon! Trotz Räderrollen hört mein feines Ohr aus diesem Summen etwas, das

wie eine ‚Warnung' klingt. Genau wie damals vor dem großen Eisenbahnunglück in Kalifornien!" Und dann kommt es stoßweise über meine Lippen: „Unser Wagen! Dieses Abteil! Ich habe ein ‚Gesicht'. (Wir beide dürfen aber nicht lachen!) Ich sehe Splitter, Trümmer und Rauch!" ...

Jung', du sollst mal sehen, wie rasch unser Abteil leer wird. Du aber und ich — wir sind dann allein, können — jeder auf seiner Sitzbank — „die Beine lang machen" und einander etwas ganz ungestört erzählen. Und dann lachen wir beide ein Heidenlachen und sind uns einig, daß wir mit solcher Gesellschaft nicht an den Feind gehen möchten.

Und nun will ich dir gestehen, daß ich es tatsächlich einmal so ähnlich gemacht habe.

Du siehst also, mein Freund: Wenn das Volk in den Glauben an übersinnliche Dinge, an Vorausbestimmung, Gespenster und Gesichte verstrickt ist, dann kann jeder mit ihm „Schindluder" treiben, — auch du und ich.

Kein Fatalismus

In manchem Soldatenherzen wuchs im Laufe der Kriegsjahre ein gewisses Gefühl der „Wurschtigkeit", die an „Fatalismus" grenzte. „Die Kugel war für mich noch nicht bestimmt!" dachte mancher Feldgraue, wenn ein Geschoß ihm den Rockärmel zerfetzte, ohne ihn selbst zu treffen. Solcher „Schicksalglaube", solches „Sichbeugen vor etwas Unvermeidlichem" birgt natürlich die Gefahr in sich, den befreienden „Tatwillen" im Menschen restlos verkümmern zu lassen; ich sagte es wohl schon. Deutsches Erbgut wird aber aus seiner ganzen nordischen Art heraus stilles „Dulden" und „Tragen" nimmer als „heldisch" ansprechen können. Auch der „Vorsehung" und dem „Schicksal" gegenüber bleibt die beste „Parade" (Abwehr) immer der „Hieb". Der Deutsche läßt sich nicht — schicksalergeben — wie ein Hase abschießen, sondern weiß zu antworten. Er greift mutig in die Radspeichen des rollenden Schicksals und glaubt weder an „unabänderliche Fügungen" noch an eine „zwingende Vorsehung", weder an eine „göttliche Führung" noch „wunderbare Bewahrungen". Wenn alles vom Gott der Christen vorausbestimmt und in weisem Ratschluß gestaltet wird, dann müßte ja auch das Gemeine, Schlechte und Verlogene in der Welt von ihm stammen. Das uns aufgezwungene Schicksal aber ist ein Gemisch von „Gut" und „Böse". Deshalb erheben wir uns dagegen. Der Christ sagt: „Ohne Gottes Willen wird uns kein Haar gekrümmt!" Und wie war's mit den badischen Kindern, die ein fran-

zösischer Fliegerangriff 1917 in Karlsruhe zerschlug? Wie war's mit der Niedermetzelung der Münchener Geiseln durch die Bolschewiken 1919? Ist das alles „Vorsehung" und „Schicksal"? Nein!

Von christlicher Gebethoffnung

Für den frommen Christen gibt es ja nun überhaupt keinen Zufall, denn Jehova lenkt das Geschick jedes einzelnen Soldaten beider einander gegenüberstehenden Heere. Da nun in der Bibel steht: „Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, werdet ihr empfahen!" (Math. 21, 22) flehen die Christen im Soldatenrock — hüben und drüben —, daß ein gnädiges Schicksal sie verschone und ihrer Sache den Sieg verleihe. In der felsenfesten Überzeugung, daß sein frommes Gebet ihm einen besonderen Schutz verleihe, wurde der Beter an der Front mitunter geradezu „leichtsinnig". Er brauchte eine Deckung ebensowenig wie eine vorbeugende Impfung oder Desinfektion. So schien dem christlichen Neuling an der Front ein inbrünstiges Gebet in den meisten Fällen wesentlicher als Gewehrreinigen und Unterstandbau. Ja, ich las sogar einmal, daß einer im Gebet von Gott „die Gewißheit" erhalten hatte, „ihm und seiner Gruppe werde in der Sommeschlacht nichts geschehen!" Die kriegserfahrenen Kameraden lächelten über solchen Kinderglauben. Der unerbittliche Lauf der Dinge und das Wirken der Naturgesetze auch in der Schlacht hatte sie eines anderen belehrt. „Wenn de eenen kriegen schaast, krischt doch een an den Schandadel!" („Wenn du einen kriegen sollst, kriegst du doch einen an den Schädel!") sagten sie zu dem Beter, dessen Bemühen sie als höchst überflüssig und wirklichkeitfern ansahen. Und der Brave, den ich meine, fiel 24 Stunden nach diesem heidnischen Zuspruch bei der Ablösung in Nähe der Sandgrube westlich Boiry-Notre-Dame.

Vom Versagen des Gottvertrauens

Andererseits gab es aber auch Christen, denen — trotz allen Gottvertrauens — jede Beherrschung fehlte. Als im Herbst 1916 das wegen eines drohenden englischen Angriffs alarmierte Ruhebataillon J. R. 212 in Comines abmarschbereit von einem Feldgeistlichen mit christlichen Worten gestärkt wurde, schlagen plötzlich einige schwere Granaten in den Ort. Schaden richten sie wenig an. Die alten Frontkämpfer drehen sich kaum nach ihnen um, sondern stehen, auf den Befehl zum Antreten wartend, Gewehr bei Fuß in Gruppenkolonne. Der Pfarrherr aber hat seine Ansprache unterbrochen und ist in den nächsten „Heldenkeller" untergetaucht. Ein schallendes — ich möchte sagen „heidnisches" — Gelächter folgte. Dann rückte die Truppe — selbstsicher — nach vorn in die . . . „Todeszone".

Feldgeistlicher oder Grabenkämpfer?

Solches Versagen war — dank des Deutschen Erbgutes — aber auch bei den Kirchenbeamten durchaus eine Ausnahme. Es soll nur damit gezeigt werden, daß sie nicht stärker waren als die anderen. Ich kenne zahlreiche heute amtierende Pastoren, die sehr froh und stolz sind, daß sie den großen Krieg mit der Waffe in der Hand als Kämpfer mitmachten und sich damals nicht auf „Gottesdienst" und „Seelsorge" beschränkten. Solche Einstellung der „geistlichen Herren" ist natürlich prächtig, weil sie ganz Deutsch ist, aber — christlich-priesterlich ist sie jedenfalls nicht. Die Lehre schreibt zwingend vor: „E i n s ist not!" — a l l e s a n d e r e — auch Volk und Heimatland — treten dem gegenüber zurück.

Von Enttäuschungen der Christen

Wie viele christliche Hoffnungen sind durch die rauhe Wirklichkeit der Front zerstört worden! Wie viele zahllose Briefe habe ich gelesen, die wir bei toten Engländern oder Franzosen gefunden hatten — aufgeweicht von Todesschweiß, von Blut und Regen. Zwar sollte ich daraus nur etwaige militärisch wichtige Einzelheiten, Nachrichten über Truppenverschiebungen, über Verpflegung und Stimmung entnehmen, aber — oft stieß ich in diesen Briefen der Angehörigen in der Heimat auf fromme, gläubige Worte und das unbedingte Gottvertrauen, daß dem Toten — bei dem eben der Brief gefunden wurde — kein Leid zustoßen könne. Und da lagen nun die gläubigen Gotteskinder — zerfetzt und zerhackt.

Die harte Wirklichkeit

Wenn das blinde Walten der auch im Eisenhagel wirkenden Gesetze der Natur die frommen Gläubigen eben nicht vorzeitig wegwischte, dann wurden sie bald durch ernste Kriegserfahrung auf das nachdrücklichste belehrt, was wichtiger ist, „Schießen" oder „Beten". Wer natürlich im Auftakt der Schlacht schwer verwundet wurde und bald nach rückwärts in sorgende christliche Pflege kam, dem blieb — trotz zerschossener Gliedmaßen — die harte Frontbelehrung erspart, aber die andern, die blieben, mußten umlernen.

Von aufsteigenden Zweifeln

Soldaten, die mit kindlichem Vertrauen zur Allmacht des Christengottes während der ersten Wochen oder Monde ihres Kriegerlebens wahrhafte Heldentaten vollbracht hatten, wurden im Laufe der Zeit immer vorsichtiger und zurückhaltender. Ihr unbedingtes Gottvertrauen hatte einen schweren Stoß erlitten, denn nur allzuoft war das — wirklich gläubige — Gebet für die Erhaltung des Lebens befreundeter Kameraden wirkunglos verhallt, auch ließ die furchtbare Quälerei mancher Verwundung oder Gasvergiftung sie an der Güte und Allmacht Jehovas irrewerden. „Ein frommer und gläubiger Mann

hat das rechte Panzerhemd um die Brust gelegt und die rechten Waffen angetan!" so lasen sie zwar im „Soldatenkatechismus", aber der Glaube geriet ins Wanken. Und wenn es dort auch hundertmal im durchaus „übertragenen Sinne" gemeint sein mochte, wie die Kirchenbeamten sagten, irgendwo auf dem Schlachtfeld mußte man aber doch eigentlich etwas von dem Gott merken, von dem „Herrn der Heerscharen, der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt" (Psalm 46, 10). Aber — „der dem Winde und den Wassern gebietet" (Lukas 8, 24), als die frommen Jünger ihn in höchster Seenot mit den Worten wecken: „Meister! Wir verderben!", der half nicht, wenn der Deutsche Christ im feldgrauen Rock seine Hilfe erbat, damit er die anrollenden Tankgeschwader zum Stehen brächte. Irgendwo und irgendwann stieg an der Westfront 1917 ein größeres Angriffsunternehmen. In dem nicht beteiligten Nebenabschnitt lagen Teile des I. R. 209. Das hatte aber — unschuldigerweise — mit unter dem sehr starken englischen Abwehrfeuer zu leiden. Darüber berichtet ein Beteiligter: „Da wir aber doch am Kampfe gar nicht beteiligt waren, bat ich den Herrn herzlich für uns alle, die wir zunächst völlig teilnahmlos diesem schaurigen Schauspiel zuschauten!" Das Gebet fand unbegreiflicherweise keine Erhörung, nein, wenig später funkte — neben der englischen — auch zu kurz schießende eigene Artillerie auf unseren Graben.

Vom „letzten" Gebet

Ja! Das Beten in der Schlacht! Sie haben es wohl getan in höchster Todesnot, aber ... sie haben es verlernt, haben es verlernen müssen. Die frömmsten Christen saßen daher zweifellos in der Etappe, weil die rauhe Wirklichkeit der „vordersten Trichterstellung" dort fehlte, die die Kämpfer da vorn von artfremdem Irrtum befreite.

Es war vor Ypern südwestlich Wytschaete, dort, wo die Truppe die Reste eines kleinen Wäldchens im Trichterfeld als „Die Hölle" bezeichnet hatte und wo das zerschossene flandrische Gehöft St. Eloi noch erkennbar war. Hier waren am frühen Morgen des 27. Lenzings 1916 etwa 400 Mann vom 18. Reserve-Jägerbataillon mit der gesamten Stellung in etwa 500 Meter Breite „in die Luft" geflogen. Davon können dir noch heute fünf riesige Sprengtrichter mit je etwa 80 Meter und mehr Durchmesser erzählen, wenn du nach Belgien reist. Solche „Kleinigkeiten" werden leicht vergessen. Es ist ja auch schon über 20 Jahre her.

„Mit verbissenem Mut klammerten sich die noch lebenden tapferen Jäger — trotz der gewaltigen seelischen Eindrücke — an das ihnen anvertraute Fleckchen Erde und wehrten sich wie die Rasenden." (So steht es in der Bataillonsgeschichte.) Der Tommy sucht die Bresche mit allen Mitteln zu erweitern. Ein vierstündiges Trommelfeuer — auch schwerster Marinegeschütze vom Kemmel her — soll die noch standhaltenden wenigen Überlebenden „sturmreif" machen. Inmitten dieses Orkans, inmitten von Tod und Verderben — zermürbt und zerschlagen, durchnäßt und doch halb verdurstet — haben sie denn wirklich gebetet, mit Inbrunst gebetet bei der 1. Kompanie des erst kürzlich in der Heimat aufgestellten holsteinischen Bataillons. „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir!" und sie haben geschrien, die seit wenigen Tagen neu eingesetzten Jäger, doch — die Not stieg und die Verluste mehrten sich. Jehova schenkte kein Gehör.

Wo sich gestern noch etwas wie ein kümmerlicher Schützengraben durch das flandrische Sumpfgelände zog — mit einigen wenigen splittersicheren Unterschlupfen versehen, da „lag jetzt blaugrün schimmernd im Morgendunst, dampfend von dem vielen heiß getrunkenen Lebensblut ein wildes zackiges Gebirge". Jehova aber verhüllte sich. Die wenigen Beter, die aus dem Chaos heimkehrten, hatten jedoch das Beten für alle Zeit verlernt. Ein Schwerverwundeter aus ihrer Mitte lag später lange Monde im Kloster zu R. und litt dort unter seiner „betenden" Umgebung mehr als unter seiner tödlichen Verletzung. Und wenn ihm seine Mutter von Gott und Glauben, von Kirche und Gebet sprach, dann wehrte er ab, „um der Wahrhaftigkeit willen!" Und so ist er gestorben. Ja, diejenigen, die mit Gorch Fock auszogen „Gott zu suchen, kehrten mit sich selbst heim". So hatte der holsteinische Jäger „sich" gefunden.

Nein, mein Guter! Die letzte Feuerprobe konnte das Christentum an der Front nicht bestehen. Die bange Frage des Kaiserlichen Hofpredigers D. Dr. Dryander muß man bejahen: Es hat versagt!

Unbegreifliches

In der Sturmausgangstellung stand der Feldgraue und wartete die „Nullzeit" ab. Da hatte er Zeit nachzudenken, und er fragte sich grübelnd: „Wenn nun der Gegner drüben im Graben, den unsere Artillerie soeben ‚beharkt', daß die Fetzen fliegen, — wenn der da drüben ebenso gläubig zum Allmächtigen betet, wie andere fromme Christen auf unserer Seite? In welche schwierige Lage kommt dann der Hergott, bei dem doch ohne Unterschied — jedes Gerechten Gebet viel vermag? (Jak. 5, 16.) Und sogenannte ‚Gerechte' gibt

es doch wohl bei allen am Kriege beteiligten Mächten. Wie soll man das begreifen?"

Vom „Nichtverstanden-sein"

Solche Erwägungen führten zum Zwiespalt und machten die alten Soldaten schließlich still und ernst. So zogen sie sich denn oft ganz in ihr Inneres zurück. Der Feldgottesdienst konnte ihnen wirklich nichts mehr geben, und wenn den aus übermenschlichem Abwehrringen an der Somme heimkehrenden Helden, denen die Heimat alles, aber auch alles zu danken hatte, die Beichte des „heiligen Abendmahls" vorgelesen wurde, dann verhallten die Worte unverstanden an ihren Ohren: „Ich armer, elender, sündiger Mensch bekenne alle meine Sünde und Missetat!" Ja, was hatten sie denn „gesündigt" da vorn bei Thiépval oder am Fourreauxwald, wenn sie zehn Tage lang im Trichterfeld ohne ausreichende Verpflegung zwischen Toten und Sterbenden dem feindlichen Ansturm getrotzt hatten — diese „Helden", die der Feldgeistliche als „arme Sünder" ansprach? Mag übrigens sein, daß man in der Etappe oder in Höhe der Divisions-Stabsquartiere eher mal einen „Sünder" antraf, weil dort die Versuchung größer war. Aber an der Somme? Nein!

bis zur „Ablehnung"

An die aus dem Großkampf als „Todbezwinger" heimkehrenden, hohläugigen und abgerissenen Helden ließ der evangelische Feldpropst der Armee christliche „Heimatgrüße" verteilen, in denen die Sommekämpfer über den Tod folgendes lasen: „Im Tode stehst du vor deinem Gott! Nackt und bloß! Alle Kameraden haben dich verlassen — auch deine Waffen hast du zurücklassen müssen! Du und Gott allein! Mit welchen Augen wird er dich ansehen?" Wenn der Feldgraue das gelesen hatte, dann schüttelte er traurig den Kopf. Nein, sie verstanden ihn nicht, die großen Herren, die das im Hauptquartier verfaßt hatten! Nur im Orkan des Großkampfes wird „Echtheit" geboren. Aber da hinten? Also stand er „allein", ganz allein „auf sich selber", gestellt.

Beim II. Bataillon des Hannoverschen Infanterie-Regiments Nr. 74 war in den Lenztagen des Jahres 1918 — kurz vor dem großen Frühjahrsangriff — Feldgottesdienst und Abendmahl „angesetzt" und obwohl die Truppe sonst beides widerspruchslos eben als „Dienst" hatte über sich ergehen lassen, sagten die Leute dieses Mal: „Davon wullt wi nix weiten!" Kommandeur und Offizierkorps waren erschreckt und entsetzt. Man versuchte den Mannschaften gut zuzureden, schließlich aber erklärt einer der Leute für sich und seine Kameraden, daß man sich darauf verlassen könne, er und die andern würden „auch so"

ihre Soldatenpflicht in der kommenden großen Schlacht tun. Und sie haben Wort gehalten — die Hannoveraner!

Vom Deutschen Pflichtbewußtsein

Oh, ich kenne diese alten Helden an der Front, die seit Jahr und Tag, Nacht für Nacht als zugeteilte „Pioniere“ oder als Angehörige einer sogenannten „Baukompanie“ in das verschlammte Niemandsland vor unserer Stellung zogen, um dort im feindlichen Störungfeuer an der Verstärkung der Hindernisse zu arbeiten. Das kleine Wörtchen „Pflicht“ hieß sie auszuharren, nicht: Fahneneid und Kaisertreue, nicht: Gottvertrauen und die damit verbundene Aussicht auf ein besseres Dasein im Jenseits. Nein! Nein! Nur heiße Liebe, aufopfernde Liebe zu Heimat und Herd glühte in ihren Herzen. Kriegsauszeichnungen erfreuten wohl, aber — was bedeuteten sie gegenüber all **dem**, was der einfache Mann zu tragen hatte und . . . trug! Sie konnten kein Ausgleich sein. „Herr Leutnant! Ich habe doch immer meine Pflicht getan?“ Mit dieser Frage auf den Lippen verschied der Musketier Deneke bei Passchendaele (J. R. 18). In vielen Lagen des Krieges aber genügt „trockene“ Pflichterfüllung **nicht**. Das Herz muß mitschwingen, — die starke Seele muß zur Tat fortreißen. Ich las von einem Christen, der von sich selbst sagte, daß er „mit der äußeren Waffe“ ganz seine Pflicht getan habe. Und was tat seine Seele? **Die** spielte nicht mit, sondern sah es als ihre „göttliche Aufgabe“ an, „den Seelen der Kameraden das Evangelium zu bringen“. Das nenne ich Zwiespalt. Wir brauchen an der Front „totale“ Kämpfer. Ich sagte es schon. Aber — wie konnte dies „Wunder“ geschehen, daß Menschen, die im Frieden ihre Pflichten „auf die leichte Schulter“ zu nehmen pflegten oder gar grob vernachlässigten, daß solche Menschen in der „Todesnot“ die Treusten der Treuen werden konnten? Ihre eigene „Todesnot“ war ja zugleich die „Todesnot“ unseres Deutschen Volkes geworden, solch' „völkische Todesnot“ weckt die schlummernde „unsterbliche Volksseele“ und läßt zur Rettung der Heimat solche „Wunder“ geschehen. Wir sagen deshalb: „Wenn die Not am größten ist, ist . . . die rettende Volksseele am wachsten!“

Die Soldaten „vorn“ und die Soldaten „hinten“

Glaube mir, Kamerad, es formten sich draußen zwei verschiedene Menschen in Aussehen, Haltung und Art: Die einen im Bereich der feindlichen Feuerwirkung Lebenden und die anderen, die vom Brigadestab aufwärts außerhalb dieser Zone wohnten und nur gelegentlich in ruhigen Morgenstunden das Kampfgelände besuchten. Wer aber **nie** „auf dem Schlachtfelde“ nächtigte, kann sich nicht Feldsoldat

nennen. Ich weiß nun, daß es unter den Männern hinten solche gab, die es einfach nicht begreifen konnten, wie es den Kämpfern vorn möglich war, unter solchen erbärmlichen Lebensbedingungen und in steter Gefahr überhaupt ihr Leben zu fristen. Ja, es waren wirklich verschiedene Menschen, die vorn und die hinten. Wer im christlichen Sinne die Frömmeren waren, kannst du dir denken. „Todnähe schafft Echtheit!" Und es gab auch leider hin und wieder mal einen Vorgesetzten, der erst durch einen „Befehl!" nach vorn gedrückt werden mußte, der aber dann natürlich auch dort versagte, weil er seinen „toderfahrenen" Untergebenen gegenüber „seelisch" unterlegen und damit unfrei war. Solcher Vorgesetzter aber hatte seine „Führerrolle" natürlich restlos verspielt.

Falscher „Trost"

Und die Feinde? Wenn unsere Gegner bei einer nächtlichen Unternehmung einmal in unsere Stellung einbrachen, bald aber unter Zurücklassung einiger Toter wieder hinausgeworfen wurden, dann trug der eine Teil der gefallenen Feinde sicher ein geweihtes Amulett, einen Schutzbrief oder sonst einen Talisman auf der nackten Brust, die anderen Leichen aber ... rochen nach Alkohol. Es gab aber natürlich auch „freie" Menschen drüben bei den anderen, die weder diesen noch den anderen „Trost" brauchten.

Der Neuling an der Front

Für den jungen Frontkämpfer, der zum ersten Male „nach vorn" kam, war das alles überwältigend. Das war ja ganz anders, als man sich das in der Heimat ausgemalt und beim Herrn Pfarrer in der Dorfschule gelernt hatte. Nun stand solche unfertige, falsch erzogene junge Knabenseele dort draußen ganz allein inmitten all der furchtbaren Seeleneindrücke. In solcher Einsamkeit mußte sie nun entweder zerschellen oder . . . ganz stark und fest werden, . . . mußte in Gottferne, Aberglauben und Irrwahn abgleiten oder — „ganz gottnah" werden in dem Sinne, wie du und ich es meinen.

Das Sterben „vor dem Feinde"

Und der Tod, das Sterben selbst? Gorch Fock sagt einmal: „Die Sterbenden ahnen, daß der Himmel hinter ihnen liegt, nicht vor ihnen, aber sie sagen es nicht!" Mit dieser Ansicht weicht er recht erheblich von der Auffassung der christlichen Kirchenbeamten ab. Für diese folgt auf das Jammertal die ewige Seligkeit. Wie dem auch sei, viel Raum zum Nachsinnen hatten die meisten zu Tode Getroffenen im Felde nicht. Für die Mehrzahl war das Sterben kurz und schmerzlos, und es scheint fast so, als ob die Natur das so will. Wer tödlich getroffen bei Besinnung blieb, dachte oft noch im Todeskampf an die Ausführung des letzten überkommenen Befehls oder sorgte sich

um seinen Nachfolger. Das ist ja überhaupt so Soldatenart in der Todgefahr, immer an das Vorhandensein eines „eingearbeiteten“ Nachfolgers zu denken. Im „goldenen“ Frieden wird das nur zu leicht vergessen, weil man sich dann für ewig hält und der Tatsächlichkeit ungern ins Auge sieht. „Ach! Wer soll jetzt die Munition zählen?“ seufzte der tödlich verwundete Munitionunteroffizier Buhbe in der masurischen Winterschlacht 1915. (Res.-Feldart.-Rgt. 65.) Andere Schwerverletzte sahen ganz bewußt den Tod auf sich zukommen und starben tapfer, — manche aber ... zerbrachen in Mitleid mit sich selbst und beteten zu allen Heiligen. Walter Flex hat recht, wenn er von „Gebetspanik“ spricht. Es klingt mir noch in den Ohren das jammernde Flehen eines Verwundeten meiner Kompanie, als wir im Ernting 1914 bei Le Cateau im Angriffsgefecht dem eingegrabenen Engländer 500 Meter entfernt auf blankem Felde — ohne jede Deckung — gegenüber lagen (J. R. 66). Den „Heiligen Josef“ und die „Heilige Maria“, Barnabas, Ignatius, Marzellinus, Simon, Thaddäus Cyprianus, Chrysostomus und viele andere rief der arme Kerl in seiner Todesnot nach Vorschrift seiner Kirche an und bat um deren Hilfe. Drüben schoß der Engländer! Was hatte „Abrichtung“ aus diesem Deutschen gemacht! Ich sag's ohn' Spott! Um der Wahrhaftigkeit willen!

Der „Nachfolger“ und „der letzte Auftrag“

Für viele war der Tod ein kurzer Seufzer, ein Zusammensacken und — ein kleines rundes Loch mit einigen wenigen Tropfen Blut an der Schläfe. So ist mancher „im Anschlag“ an der Brustwehr von feindlichen Scharfschützen „weggeputzt“ worden. In diesem „Sport“ leisteten die Engländer sehr Gutes, während — wie du wohl weißt — die Franzosen „Meister“ in der Verwendung ihrer Feldartillerie waren. Jawohl: „Meister!“ Jung', halte die Ohren steif, wenn du immer ein besserer Soldat sein willst als die anderen. Die Konkurrenz ist groß.

Der rasche Tod

„Mit Gott“ zu kämpfen und zu schießen und die Handgranaten zu werfen, schrieb die Obrigkeit aller am großen Kriege beteiligten Mächte ihren Soldaten vor, denn sie nannten sich alle Christen — auch Senegalneger und Neu-Seeländer. Mit diesem Gott meinten sie alle Jahwe. Der kann aber von zwei Kämpfenden immer nur einem helfen. Wenn sich nun irgendwo Christen und Juden gegenüberstehen würden, dann wird Gott nach der Schrift den „auserwählten“ Juden beistehen, denn „Gehet n i c h t auf der Heiden Straßen, sondern gehet zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel!“ gebietet ganz

Alle Kriegführenden kämpften: „Mit Gott!“ (Jahwe bevorzugt Semiten)

klar und eindeutig Matth. 10, 5. Nur, wenn du den reinen „semitischen" Abstammungnachweis erbringen kannst, gehörst du also zu diesen Bevorzugten, an die sich dem Worte nach die „heiligen 12 Apostel" allein wenden sollen. Kamerad! Das steht schwarz auf weiß als Jesuwort in der Bibel. Das muß also der Christ glauben, — wenn er Christ ist.

Begegnung mit dem Tod

Ja, aber — wie soll man dem Tod begegnen? fragst du junger Friedenssoldat. Du fragst, ob und was und wie du etwas „sollst?" Oh, nein! Du „sollst" gar nichts, du wirst schon — „aus dir selbst heraus" richtig, d. h. bei uns Deutschen eben „Deutsch" handeln, wenn du ganz „unverbogen" in das Leben treten durftest. Ja, aber — was zeigte der Krieg? Freund! Der 54jährige Major der Reserve Weede von den Holsteinern in Neumünster — J. R. 163 — hatte schon recht, als er seinen Unterführern kurz vor dem Sturmangriff auf die Höhen von Meesen und Wytschaete im Ostermond 1918 sagte: „Sie müssen nicht an den Tod denken, sondern nur an ihre Aufgabe. Für uns alle ist die Hauptsache, daß das Vaterland lebt und stark bleibt!" Einige Stunden später starb er selbst den Heldentod. Ja, Kamerad! Nicht an das eigene „Ich" denken! Den törichten Wunsch, das eigene Leben — um jeden Preis — zu erhalten, nicht achten! Sich selbst überwinden! Nordischen Kämpfergeist beweisen! „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!" Jawohl! Die Hauptsache ist und bleibt, daß Deutschland lebt, aber nicht nur so — von Feindes Gnaden, in Abhängigkeit und ohne Freiheit, nein — es muß „stark bleiben" — wie der Major sagte, — ganz stark bleiben, und zwar besonders in der Seele. Deine Seele aber ist ein Teil des Volkes und „zum Volke geht der Weg einzig und allein über den Einzelnen!", also auch über dich, mein Jung! Bedenke die Verantwortung, die du trägst!

Die „Feuertaufe" auf dem Schulhof

Kamerad! Ich will dir von der Feuertaufe erzählen, und zwar zunächst von meiner Feuertaufe . . . auf dem Schulhof. Es war in Schlesien und mein alter Klassenlehrer lebt dort heute noch. Ich war — wie heute — weder der Stärkste, noch der Gewandteste und leider auch nicht der Mutigste meiner Kameraden. So kam ich denn manchmal so oder so „in Druck". Du weißt, das ist kein schöner Zustand! Dann steht man abwartend „tatenlos", und es ist einem zumute, wie einem Christen, der ein „schlechtes Gewissen" hat. Unheil liegt in der Luft!

Da habe ich mich denn irgendwann und irgendwo ganz zusammengerissen, habe alle Schulbubenängstlichkeit hinter mich geworfen und bin — als man mich wieder irgendwie „anpöbelte“ — wie ein Wirbelsturm über den Feind hergefallen. Der war zwar größer und auch stärker, aber solchem „Anprall“ und solcher „Totalität“ war er nicht gewachsen. Ich aber hatte mir meine „Stellung“ unter den Schuljungs erobert aus eigener Kraft. Es war wirklich ganz einfach und gar keine Heldentat. Nur keine Angst haben!

... und auf dem Schlachtfeld

Nun mußt du wissen, daß es im Kriege, daß es in der Schlacht letzten Endes genau so ist wie . . . auf dem Schulhof. Nullzeit! Die Artillerie verlegt ihr Feuer, d. h. macht die vorderste feindliche Stellung frei und schießt in das Hintergelände. Auf Wink ihres Gruppenführers klettert die Truppe aus dem Graben, „entert über die Kante“ und tastet in Nebel, Qualm und Pulverdampf durch einige Gassen unseres dürftigen Hindernisses feindwärts in das „Niemandsland“. Beim Gegner regt sich zunächst nichts, nur einige Artilleriegeschosse gehen über uns hinweg und schlagen irgendwo — weit rückwärts — bei den „Stäben“ ein. Die Nerven sind auf das höchste gespannt. Da takt plötzlich irgendwo feindliches MG.-Feuer. Er lebt also noch da drüben. Einige Kameraden stutzen und wollen sich hinwerfen. Der tote Punkt wird überwunden. Die Masse bleibt im Vorwärtsschreiten. Da spritzt Erde — zwei Mann „klappen um“, ein dritter fällt. Nun wird es ernst — alles wirft sich hin! Was nun? „De Kerl ward immer frecher, de ward bal too frech!“ sagt ein Hamburger Junge. Du und ich, wir „reißen uns zusammen“, arbeiten uns kriechend oder halb gebückt seitlich an das feindliche MG. heran. Bald verkünden einige dumpfe Handgranateneinschläge den Zurückgebliebenen, daß wir am Ziel sind. Wir sind wie ein „Wirbelsturm“ über das feindliche M.-G.-Nest hergefallen. Da standen die Kerle — dicht vor uns — plötzlich auf, hoben die Hände und baten um Frieden. Der eine oder der andere blieb bei dieser Unternehmung allerdings mit Kopfschuß auf der Strecke. Die Kompanie aber hat 100 Meter Gelände nach vorwärts gewonnen. Nur keine Angst haben — weder auf dem Schulhof noch auf dem Schlachtfeld!

In seinen Tagebuchaufzeichnungen schreibt der „sagenumwobene“ Patrouillenmeister des J. R. 66 Peter Collet über eine Erkundung nördlich Hannescamps 1915: „Eine Salve kracht über uns her. Das Herz steht still. Einen Augenblick habe ich mich verloren. Ich hätte weinen mögen. Mit Gewalt reiße ich mich zusammen. Ich muß fest

bleiben für meine Leute. Und bald bin ich wieder Herr über mich!"

Des Deutschen „Stoßgebet"

„Mit Gewalt reiße ich mich zusammen!" D a s ist — in schwieriger Lage „des Deutschen Stoßgebet", — d a s läßt ihn in einem einzigen Atemzuge allen „göttlichen" Haß auf etwa in ihm aufkeimende „ichsüchtige, unfreie und undeutsche" Gedanken richten, — d a s befähigt ihn zur Tat „um der Deutschen Sache willen".

Ja! Das „Zusammenreißen", Kamerad! Das ist deshalb auch Kernstück jeder soldatischen Erziehung. „Zusammenreißen" in leiblichem und seelischem Sinne. Mit „Gemütlichkeit" erzielt man keine Höchstleistungen.

Was sagt die „Vernunft"?

Die „törichte" Vernunft, die irrende Menschen mitunter als „das Höchste der Schöpfung" betrachten, rät ja nun eigentlich dem Schuljungen und dem jungen Soldaten ganz etwas anderes. Sie rät ihm sich zu drücken, rät fahnenflüchtig zu werden, rät der Todgefahr so oder so auszuweichen, ja sich bei gegebener Gelegenheit — gefangen nehmen zu lassen, um so den „Kriegsfilm abzukürzen". „In schrecklichen Stunden muß die Vernunft über das Gefühl siegen", hat mal ein kluger Mann gesagt — es war kein Deutscher. Nein, so ist es: Das „gottdurchseelte I ch" verweist alle Vernunftgründe in „das zweite Glied", es behält sie zwar im Auge, begeht aber Heldentaten, ohne irgendwie dabei auf sich selbst Rücksicht zu nehmen. Mir sagte mal vor vielen Jahrzehnten ein ausländischer Kaufmann: „Mit Gott für König und Vaterland? Ihr Deutsche seid verrückt, Euch deswegen zum Krüppel schießen zu lassen!" Ich antwortete ihm damals: „Was Sie da sagen, mein Herr, nenne ich Degeneration (Entartung)!", ich hätte wohl auch sagen können: „Das mag jüdisch gedacht sein, Deutsch ist es nicht!"

Die Vernunftehe

Nein! Nein! Die Vernunft ist nicht das Höchste, das „gotterlebende" Ich steht hoch über ihr. „Ich vertraue der eigenen Kraft!" sagt der Wiking und bezwingt Wasser und Wellen. Ach, die Vernunft! Was eine „Vernunftehe" ist, hast du wohl auch schon gehört, mein junger Freund? D u wirst keine solche schließen, bei der eben kalte, abwägende „Vernunftgründe" den Ausschlag geben, du wirst das beste und liebste Deutsche Mädel heiraten, das es auf der Welt gibt, auch wenn die andern dich und sie, also euch beide „unvernünftig" schelten. Jung, glaub' mir, auch hier gilt das Wort des Feldherrn: „Die starke Seele gibt den Sieg!"

„Freier Mann" oder „unfreie Memme"

„Alles Göttliche aber ist freiwillig", sagt Frau Ludendorff. Der Deutsche Jüngling, der in die Schlacht zieht, kann „über Nacht" zum

Manne oder ... zur Memme werden, denn die Todnähe beschleunigt jede Entwicklung. Was sonst im Laufe von Jahrzehnten heranreift, zeigt sich — wie mit einem Schlage — so oder so in höchster Vollendung zum „Bösen" oder zum „Guten". Hier der Schwächling, der immer und ewig seelisch Abhängige, der unselbständige Mitläufer, dem es am liebsten ist, wenn er die Augen schließen und sich schieben lassen kann, ja, sogar solche, die aus ihrem seelischen Versagen heraus zum ausgesprochenen „Bösewicht" und „Verführer" werden, — dort der Starke, der „Einherier" — wie die alte Edda denjenigen nennt, der über das eigene elende leibliche Wohl hoch erhaben ist, also der wahrhaft „Freie", der — „Herr über sich selbst".

Der Läuterungprozeß des Großkampfes

Ja, der Läuterungprozeß des Großkampfes vollbrachte „Wunder", die mehr waren, als wenn man Wasser in Wein verwandelt, weil es sonst nichts zu trinken gibt. Solche „Wunder" aber zeitigte der Krieg nicht nur an den Sterbenden, nein, auch an vielen, die den Krieg überlebten. „Nicht nur die Toten sind Helden, sondern — mitunter — auch die Überlebenden!", unter diesen aber eben nur die, die in der Todnähe den Sinn von Leben und Sterben mit wacher Seele begriffen und das Heldische nicht wieder abstreiften. Wer aber den Weltkrieg weder in der Not der daheim zurückgebliebenen Deutschen Frauen noch vorn im Graben und am Feinde wirklich „erlebt" hat, kann darüber nicht mitreden.

Das spätere Versagen mancher Helden der Front im Frieden

Aber trotzdem! Mancher, der im Feuerwirbel der Schlacht oder in zähem tagelangen Ausharren in der Abwehr hoch über sich hinausgewachsen und an der Front zum „Überwinder" geworden war, vergaß — nachdem er gesund heimkehrte — in kleinlichem Kampf um das tägliche Brot, in elender Kriecherei vor dem wirtschaftlich Bessergestellten den Stolz und die Stärke, die die Todesnähe des Feldzuges in ihm geweckt hatten. Er hatte „das Große" da vorn im Graben mehr unbewußt hingenommen, es war nicht zur „Erkenntnis" gereift und konnte deshalb verklingen wie ein Lied verklingt. Wenn aber völkische Not die gleichen Saiten in der Seele zum Schwingen bringt, die damals an der Front klangen, dann wird die alte starke Deutsche Weise, das Lied der Front, wieder in uns lebendig. Und die Deutsche Volksseele, die 1914 gottnah und gottwach „das ganze Deutschland" zu den Waffen greifen ließ, erfaßt uns wieder mit aller Urgewalt, beseitigt alles fremde Beiwerk und macht uns wieder „echt" wie draußen im Trichterfeld. „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern — in keiner Not uns trennen und Gefahr!"

Heimweh nach Front und Schützengraben

Freund! Es hat viele gegeben, die hatten „Heimweh" nach der Front, und es gibt auch solche, die vielleicht heute noch „Heimweh" haben nach dem Fleckchen Erde, an dem sie „über sich selbst triumphierten", an dem göttliche Ewigkeitwerte in ihnen wach wurden. Was aber in den ersten Friedensjahren nach dem Kriegserleben kam, war — an den Maßstäben der Front gemessen — menschenunwürdiger Kleinkram, war elendes Wettrennen um Arbeit und Brot, war Sorge vor dem Verlust der Arbeitstelle, war Drohung über Drohung, war alles in allem so klein und eng, daß es den göttlichen Funken im Herzen zu ersticken drohte, der seit dem Tage des Großkampfes dort glühte.

Was ist denn der Tod?

Den Sinn des Sterbenmüssens und die Antwort auf den Sinn unseres Lebens, die Art ihn zu erfüllen, und den Sinn unserer Unvollkommenheit gab Frau Ludendorff mit vielen letzten Erkenntnissen in ihren Werken. Streifte ich bisher nur in einzelnen Worten diese Gotterkenntnis, so gebe ich dir nun zusammenhängender aus ihr das, was dir am meisten wohl am Herzen liegt, mit meinen Worten!

„Das heilige Sterbenkönnen" und nicht „der Sünde Sold"

Kamerad, du weißt, uns Menschen ist kein endloses Sein beschieden. Endlos? Was ist Zeit? Denke dir die Sonne fort, und uns fehlt der Zeitmesser. Die Zeit bleibt stehen. So steht denn das Göttliche jenseits aller Zeit. Wir Menschen müssen alle sterben, aber für dieses unabänderliche „Todesmuß" tauschten wir die hohe Möglichkeit ein, mit dem göttlichen Wesen aller Erscheinung bewußt, ganz bewußt zusammenzuklingen. Das kann das Tier nicht, d a s aber können wir Menschen, wenn wir — ganz aus eigener Kraft und trotz aller naturgewollter Erschwerungen — die unfertige Schöpfung in uns vollenden. Frau Ludendorff nennt deshalb unsern Tod ein „heiliges Sterbenkönnen". Eine „Strafe", ein „Sold der Sünde" aber ist unser Scheiden aus der Welt der Erscheinung nicht. Es ist auch nicht die Folge von Jahwes „Zorn, daß wir so vergehen", und von seinem „Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen" (Psalm 90, 7). Zorn und Grimm? Wie kann ein Mensch vom Göttlichen so niedrig denken, daß er solche „Vergeltung" für Evas Fehltritt für möglich hält. „Die Rache ist mein, ich will vergelten" (5. Mose 32, 35 und Römer 12, 19). Die Schöpfung ist gut, ist ganz gottdurchseelt, und alles hat einen tiefen göttlichen Sinn. Nichts ist sinnlos. Nichts ist Lohn oder Strafe. Alles ist göttlich.

Solche Selbstschöpfung, wie ich sie eben andeutete, ist aber nur denkbar, wenn wir wirklich „frei“ sind, ganz „zweckerhaben“ dastehen und uns weder durch Furcht noch durch Gier zu Sklaven machen. „Alles Göttliche ist freiwillig!“ steht auf der ersten Seite dieser Schrift. Klingt aber das Göttliche in uns ganz „glockenrein“, gelangt der Wille zum „Guten, Wahren und Schönen“ ganz ungehemmt und ungeschmälert — durch unsere eigenste Befreiungtat aus allzu menschlicher Gebundenheit und Schwäche — voll zur Entfaltung, dann — ja dann kommen wir dem letzten Ziele der Schöpfung nicht nur näher, nein, wir haben es erreicht und sind — „Gottes-Bewußtsein“. O, nein, mein Freund, die Menschen, welche Deutsche Gotterkenntnis im Herzen tragen, sind nicht „gottlos“. Aber diejenigen, die das Göttliche zu einem lohnenden und strafenden Vorgesetzten machen, ziehen es herab und zerstören seine Erhabenheit.

Selbstschöpfung zum Gottesbewußtsein

Nun wirst du begreifen, weshalb wir Menschen unfertig, unvollkommen, in das Leben treten, ja so sehr irrfähig in das Leben treten müssen. Du wirst einsehen, weshalb kein tierischer Erbinstinkt den Menschen schützen darf und weshalb eine irrfähige Vernunft es uns derart erschwert, — erschweren soll, ganz uneingeschränkt dem Göttlichen zu leben. Um der — für alles Göttliche unerläßlichen — heiligen Freiwilligkeit willen. Der Mensch soll durch die äußeren Umstände keineswegs zum Göttlichen „verleitet“ oder „gedrängt“ werden, er darf nicht durch seelische Beschaffenheit, in der er geboren wird, gezwungen sein, er soll und muß ganz frei und unbeeinflußt den Weg bestimmen können, den er gehen will. Religion ist kein Schachergeschäft. Es ist nun an uns — an dir und mir — diese uns Menschen gegebene göttliche Freiheit zu nutzen — so oder so, um uns entweder ganz gottgeeint — zur freien Höhe seelischer Vollkommenheit empor zu recken oder in bodenlose gottferne Tiefe zu versinken. Das Wissen aber um unsere Sterblichkeit ist uns Ansporn, nicht dahinzudämmern, sondern gottwach zu werden.

Der „Sinn“ menschlicher Unvollkommenheit

Und wenn nun in jedem von uns durch unsere ureigenste „Selbstschöpfung“ Gottesbewußtsein erlangt werden kann, dann ist das etwas so Gewaltiges, ja Überwältigendes und Großes, daß wir dabei ganz Zeit und Raum und allen Zweck versinken sehen, daß die heilige Ewigkeit in uns zu rauschen beginnt und wir im Frühlingswalde stehend es fühlen: Gottes Wesen durchwebt das All. Nicht

Die Ewigkeit in uns und im Frühlingswald

der alte Mann mit dem Bart, kein Wodan und kein Christengott, sondern all' das Große, was uns die Seele erfüllt und alle Grenzen des Diesseits sprengt. Dann stehen wir wohl verständnislos, wenn wir auf die blinden Volksgeschwister blicken, die so unfrei sind in allem, die sich durch Lohn und Strafe zu Sklaven erniedrigen ließen und nun als „plappernde Tote“ um uns herum lärmen.

Das Aufleuchten des Göttlichen in der Todgefahr

Die Todgefahr des Krieges aber erleichtert solche freie seelische Entfaltung. Freund, es kann „aufleuchten“ in dir und in mir, „das Göttliche“, wenn wir uns nur über die elende Zweckversklavtheit erheben. Ja, wir können „ein Atemzug des Göttlichen“ werden, können im heiligen „Gottesstolz“ erstarken — „stärker als der Tod“. Das hat mancher im Trommelfeuer des großen Krieges — wenn auch oft noch ganz unbewußt — erfahren. Er konnte es nicht in Worte kleiden, konnte es nicht erklären, konnte darüber weder eine Predigt halten noch ein dickes Buch schreiben, aber — stark und stolz und wirklich frei war er geworden, als er durch die seelische Abhärtung dauernder Todgefahr hindurch gegangen war.

Die „Freiheit“ der Wahl

Solche Selbstschöpfung des Menschen zum „Gottesbewußtsein“ scheint uns also Wunschziel der gesamten Schöpfung zu sein. Dank der naturgewollten Freiheit der Menschenseele sind wir befähigt, wenn wir den gottfernen Weg wählen, zum Teufel, zum Knabenmörder, zum Seelenverderber oder zum Volksverräter und Überläufer zu werden, ganz ohne daß „ein Blitz aus heiterem Himmel“ als göttliches Strafgericht auf uns niederfährt. Aber ebensowenig wie eine „Strafe“, kennt das Göttliche einen „Lohn“ — ich sagte es schon. Wer sich bei allem, was er unternimmt, auf solche göttliche „Belohnung“ spitzt, muß enttäuscht werden. Das Göttliche in uns führt uns ja grade dahin, jede Sache nur — „um der Sache willen“ — zu tun und alles Gute nur — „um des Guten willen“, nimmer aber in Erwartung einer „Extrawurst“. Wir nennen solche Gier nach Lohn ungöttlich und ... undeutsch.

Die einen und die andern

So stehen schließlich im Leben zwei Menschen einander gegenüber: Auf der einen Seite ein „Teufel“ — der Feind alles Göttlichen, der Schlechte, Verlogene und Häßliche, — auf der anderen Seite der „Vollkommene“, der — wie wir Soldaten sagen — den „Schweinhund in sich“ restlos niederkämpfte und der nun ganz stolz, stark und furchtlos wurde, weil er seelisch-gottnah „unbeeinflußbar“ und „unverwundbar“ dasteht. Mit tiefem Schmerz muß es ihn aber erfüllen, wenn er sieht, daß seine Volksgeschwister immer wieder und

wieder gegen den heiligen Sinn des Lebens handeln und schließlich — trotz ihrer roten Backen — an seelischer Auszehrung dahinsiechen. Zwischen den Gottfeinden und den Vollkommenen aber stehen die vielen, die sich hin und her schleudern lassen, ohne je zuverlässig und ohne Wanken das Göttliche zu wählen. Auf sie ist kein Verlaß.

Das Schwinden des Bewußtseins. Man nennt es Tod

Unser Tod als solcher ist endgültig und muß es auch sein. Friedrich der Große sagte vom Sterben: „Ich weiß, daß der Augenblick des Todes den Menschen und seine Pläne vernichtet!" (Polit. Testament 1752.) „Der Mensch ist seinem Wesen nach sterblich ... und es ist also falsch, daß die Sünde den Tod des Menschen verursacht habe." (Gedanken über Religion XIII.) Uns lockt kein Paradies und schreckt keine Hölle, uns winkt auch kein Walhall. „Das eine doch, weiß ich, in Ewigkeit lebt: Der Toten Taten Ruhm!" sagt die Edda, und sie hat recht. Du und ich — jeder eine einmalige, einzigartige Persönlichkeit — zerfallen im Tode — mit dem Schwinden des Bewußtseins — wieder in die Grundstoffe. Doch auch diese Grundstoffe sind — wie jede Erscheinung im Weltall — „von göttlichem Wesen durchseelt". Wer „gottgeeint" lebt, betrachtet den Wunsch nach einem „bewußten ewigen Leben nach dem Tode" als etwas recht Kleines, ja Menschenunwürdiges. „Deutschland muß leben, auch wenn wir alle sterben müssen!" sagen sie mit dem Munde und hoffen doch — nach diesem irdischen Sterben für Deutschland — auf eigene Unsterblichkeit in einem „überstaatlichen" Paradies. Wie ist es denkbar, daß es Deutsche geben kann, die s o denken. Aus Deutschem Blut sind solche Gedanken jedenfalls nicht geboren, — man hat sie ihnen anerzogen.

Aufrechte Haltung im Leben und im Sterben

Wenn sich der freie Deutsche mit starker Seele — wie ihn sich der Feldherr wünscht — plötzlich dem Tode gegenübersieht, dann ist er weder überrascht noch erschreckt, dann sinkt er nicht verzweifelt in die Knie, sondern steht aufrecht und stolz, weiß er doch, daß er mit solcher Haltung sich selbst den Beweis erbringt, daß er das Schöpfungziel erreichte. Grade in der Zwiesprache mit „Gevatter Tod" erhebt sich der Mensch mitunter erst zu einer Seelengröße, die er in der Sklaverei des Alltags nie erreichte. Es ist dann wie ein letztes göttliches Aufleuchten in ihm, — es klingt in ihm — vielleicht zum ersten und einzigen Male — ganz gottnah und gottverbunden.

Dem Soldaten ist der Todgedanke vertraut

Und wir Soldaten? Wir, denen ein jäher Frühtod vielleicht schon an der nächsten Wegebiegung auflauert, — wir, wir haben noch viel weniger Zeit zu verlieren als die Bürgersleute, die mit ihrem

Sterben im hohen Greisenalter rechnen dürfen. So zwingt uns grade unser Soldatenberuf schon frühzeitig über Tod und Leben nachzusinnen, zum Göttlichen zu erwachen und unserem Unsterblichkeitwillen im Leben zu leben. Und wenn wir dann daran denken, daß wir einst in der Schule gelernt haben: „der Tod sei durch des Teufels Neid in die Welt gekommen" (Weisheit 2, 24) oder daß die „Übertretung" eines Weibes (1. Tim. 2, 14) ihn uns eingebrockt hätte, dann stehen wir Menschen einer nordischen Rasse ehrlich verständnislos, fühlen wir doch — ganz im Gegenteil — die Größe des Schöpfunggeschenkes, das uns grade mit der „Todfähigkeit" gegeben wurde. Der „Einsichtige" sieht eben mehr und tiefer als der „Blindgläubige". Wir haben kein „Grauen vor dem Tode", denn wir haben ja seinen heiligen Sinn erkannt. Das Herz eines „gesinnungtoten Wichtes, — eines Schwatzmannes, bebt aber selbst nach dem Tode noch, wie in der Völsunga Saga steht, wir aber — du und ich — „wollen fröhlich den Tod erwarten, denn unser Herz ist nicht schreckhaft".

Der Marsch in die Schlacht

Wie war's im Feld? Ja, Freund, da träumten wir während einer kurzen Rast — die uns eine Ewigkeit dünkte — neben den zusammengesetzten Gewehren am Bahndamm. Da klang der harte Ruf: „Fertig machen!" in unsere Versonnenheit, — wir traten an die Gewehre, hingen das Gepäck um und rückten das Koppel zurecht. Dann schnallten wir wohl den Sturmriemen eine Kleinigkeit kürzer als sonst und schauten mit nach innen gekehrtem Blick in die Ferne. Wenn sich dann nach kurzem Kommandowort die Kompanie schweigend in Marsch setzte, jagten unzusammenhängende Gedankenfetzen durch unser Hirn: das Elternhaus mit den Bauernrosen, ein fernes Wiegenlied, das Bild eines blonden Mädchens im Nachbardorf, — vielleicht ein flüchtiges Bedauern all der schönen Zeit, die man sinnlos und gottfern vergeudete...

Da gurgeln die ersten Granaten heran... Schrapnells jauchzen ...irgendwo hämmert MG.-Feuer... Von vorn kommen Verwundete... Der Hauptmann soll gefallen sein...

„Zweiter Zug! Nach links heraus schwärmen!"

Kamerad! Es ist eine Lust... zu leben!

„Ja, mein junger Freund! So ist das Soldatenleben, so ist der Krieg und der Tod!"

Es dämmert im Osten. Die unsicheren Umrisse des nahen Waldrandes heben sich schon deutlich vom heller werdenden Morgenhimmel ab. Sterne und Biwakfeuer sind längst verglommen. Die Sonne geht auf.

Du und ich — ein junger und ein alter Soldat — scheiden voneinander mit kurzem Händedruck. Ein Manövertag ruft dich, damit du dein Handwerk lernst. Vergiß aber nicht, daß über allem Handwerkmäßigen die seelische Geschlossenheit steht und im Kriege den Ausschlag gibt.

Jung! Es lebe die Freiheit, die seelische Freiheit, damit die Seele in Deutscher Gotterkenntnis erstarken kann und Deutschland den Sieg gibt!

Reiterlied

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die „Freiheit“ gezogen.
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herrn und Knechte.
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein, ist der freie Mann.

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen.
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit!

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Los,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben;
Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß.
Ungeladen kommt er zu Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort.
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum wohl, wer den Degen jetzt führet.
Und bleibt ihr nur wacker zusammengefügt,
Ihr haltet die Welt und regieret!
Es steht keine Krone so fest und so hoch,
Der mutige Springer erreicht sie doch.

Drum — frisch Kameraden, den Rappen gezäumt!
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frischauf, eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Friedrich Schiller (1797)

„Der Feind!"

Wer ist des Deutschen Volkes Feind?
Wer Deutsche Eigenart verneint,
Wer durch Gewissentyrannei
Die Deutschen mischt zum Völkerbrei
Und wer durch rotes Gold — verrucht —
Die Seelen zu zerbrechen sucht,
Wer Aberglauben hegt und pflegt,
Das Volk verblödet unentwegt,
Wem so es oder so gelingt,
Daß er uns in die Knie zwingt,
Wer andres will, als wie es scheint,
Wer „Freiheit" sagt und „Knechtschaft" meint:
Das ist der Feind!

K. H. Holscher.

„Die starke Seele."

Mit starker Seele zugepackt!
Willst du Gewaltiges leisten.
Doch — der Mehrzahl das Herz in die Stiefel sackt,
Denn die meisten sind nicht . . . „die Freisten!"

Nur d e r ein widriges Schicksal bezwingt,
Der die Seele geschmiedet in Eisen
Und ohne Demut unbedingt
Kann furchtlos sich erweisen.

So ist es im Frieden! So war es im Krieg.
Solch' Feuer läßt sich nicht dämpfen,
Drum „die starke Seele gibt stets den Sieg",
Wo freie Deutsche kämpfen.

K. H. Holscher.

„Tod=Bereitschaft."

(Weise: „Es geht bei gedämpftem Trommelschlag . . . !")

Wenn der Heimat Freiheit vom Feinde bedroht,
Wenn dunkle Mächte uns bringen in Not,
Der Deutsche greift freudig zu Waffen und Wehr
:,: Dann denkt an sich selber niemand mehr!

Dann gehört ein jeder dem Heimatland,
Über Nacht ist dann alle Ichsucht verbannt,
Denn von Deutschland ist jeder ein kleiner Teil.
:,: Kein Mensch sucht sein eigenes Seelenheil!

Wird Abwehr der Feinde der Stunde Gebot,
Dann verliert auch der Schwächling die Angst vor dem Tod,
Denn im völkischen Ringen, in Kampf und Krieg
:,: Nur die starke Seele verspricht den Sieg!

Sorgt, daß ihr schon jetzt ganz glockenrein klingt,
Den Willen zur Selbsterhaltung bezwingt,
Denn Soldatsein ist mehr als nur Spielerei!
:,: Nur wenn „totbereit" wir, die Heimat bleibt frei!

K. H. Holscher.

„Schicksal“

Das Märchen vom „Schicksal“ ist tötliches Gift,
Es lähmt und vernichtet, wohin es trifft,
Macht kraftlos, den Willen zur Tat es nimmt,
Denn man wähnt, daß ja alles vorausbestimmt
 Vom „Schicksal“!

Fehlt ein „gnädiger Gott“ und ein „glückhafter Stern“,
Dann bleibt — wie man meint — der Enderfolg fern,
Dann versagen die Waffen, — versiegt alle Macht,
Dann ist — eh' begonnen — verloren die Schlacht
 „An der Marne“!

„Vorsehung“ und „Schicksal“ zehren am Mark,
schwächen und hemmen, was stolz und stark,
Bis im „Massenbrei“ schließlich, im haltlosen, weichen
Sich das Volk läßt auf jedes Butterbrot streichen,
 Auf jedes!

Glaubt nicht an ein „Schicksal“! Der „Wille“ allein
Kann die Zukunft gestalten, kann Deutschland befrein!
Liegt nicht länger im Staube — ohnmächtig und still!
Durch die „Tat“ zeigt der Deutsche, wohin er will,
 Nicht im . . . „Dulden“!

K. H. Holscher.

Ein neu Lied

Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag des noch kein Reu.
Kann ich auch nichts gewinnen,
So spür' man meine Treu.
Denn — was ich mein',
Gilt kein'm allein',
Wollt man es doch erkennen!
Dem Land' zu gut,
Wiewohl man tut
'nen Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
Und reden, was er will.
Hätt' Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären Hulder viel.
Nun hab' ich's g'sagt,
Bin drum verjagt,
Das klag' ich allen Frommen!
Wiewohl noch ich
Nicht weiter fliech',
Vielleicht werd' wiederkommen.

Will d'rum sich selbst nicht raten
Mein tapf'res Vaterland,
Beseitigen den Schaden,
Wie ich solang' gemahnt.
So tut mir's leid!
Ich geh' und scheid'
Und — misch' aufs neue die Karten!
Bin unverzagt!
Ich hab's gewagt!
Und — will das End' erwarten.

Verfolgt mich auch mit Ränken
Der Pfaffenknechte List,
Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Das rechter Meinung ist!
Ich weiß, noch viel
Woll'n auch ins Spiel,
Und sollten sie drum sterben!
Auf Landsknecht gut
Und Reuters Mut
Laßt Hutten nicht verderben!

Ulrich von Hutten (1521).

Der Feldherr mahnt:

„Ich sage es jedem Deutschen als Ausfluß einer schweren Kriegserfahrung in ernster Sorge für Volk und Wehrmacht:

Machet des Volkes Seele stark!"

Lest:

General Ludendorff:

Der totale Krieg
Geheftet 1,50 RM, Ganzleinen 2,50 RM, 120 Seiten, 61.—85. Tausend. 1936

Mein militärischer Werdegang
Mit 5 zum Teil doppelseitigen Bildtafeln. Ungekürzte Volksausgabe 2,40 RM. 189 Seiten, Ganzleinen, holzfrei, Großoktav 4,— RM, 21.—29. Tausend. 1935

Meine Kriegserinnerungen
Halbleinen 21,60 RM, 628 Seiten, 1919. Gekürzte Volksausgabe 3,— RM. 230 Seiten (erschienen bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin, zu beziehen auch durch unseren Verlag)

Dr. Mathilde Ludendorff:

Deutscher Gottglaube
Geheftet 1,50 RM, Ganzleinen 2,— RM, Oktav, 84 Seiten, 40.—42. Tausend. 1936

Die Volksseele und ihre Machtgestalter / Eine Philosophie der Geschichte
Ganzleinen 7,— RM, holzfrei, Großoktav, 400 Seiten, 9.—12. Tausend, 1936

Kriegsjahrweiser 1914/18
Mit einem Geleitwort des Feldherrn. Zusammengestellt von Hauptmann a. D. Karl v. Unruh, Geheftet 2,50 RM, 136 Seiten, mit 2 Bildern und 5 Kartenskizzen

---

Hauptmann a. D. G. Tschocke:
Der Feldzug im Baltikum 1919 als Ausgang östlicher Siedlung
Geheftet —,30 RM, 24 Seiten, 1935

Erich Limpach:
In Flandern reitet der Tod
Geheftet —,80 RM, 40 Seiten

Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

Ludendorffs Halbmonatsschrift

Mit Tiefdruckbeilagen. Erscheint am 5. und 20. jeden Monats. Es ist die einzige Zeitschrift, in der der Feldherr und seine Gattin schreiben. Immer gegenwartnahe, unterrichtet Sie Ludendorffs Halbmonatsschrift über das Wirken der überstaatlichen Mächte in Europa und der übrigen Welt, aber auch über Kunst, Wissenschaft, Erziehung, Hochschulwesen und dient der Erstarkung der Volksseele. — Einzelpreis —,40 RM, Monatsbezugspreis durch die Post —,64 RM, unter Streifband vom Verlag —,70 RM



Alle unsere Verlagserzeugnisse sind durch den gesamten Buchhandel zu beziehen. Bestellungen nehmen auch die Buchvertreter unseres Verlages entgegen.

Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19